Altitalische Studien.

Herausgegeben

von

Dr. Carl Pauli.

Viertes Heft.

Hannover.

Hahn'sche Buchhandlung.

1885.

LIBRARY OF PRINCETON
JAN 20 1970
THEOLOGICAL SEMINARY

PA2420
.P32
v.4

LIBRARY OF PRINCETON
JAN 30
THEOLOGICAL SEMINARY

Altitalische Studien.

Herausgegeben

von

Dr. Carl Pauli.

Viertes Heft.

Hannover.

Hahn'sche Buchhandlung.

1885.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Vorrede.

Zwei jüngst erschienene Anzeigen des dritten Heftes dieser „Studien“ geben mir Anlass zu einigen kurzen Bemerkungen an dieser Stelle.

O. G. in der „Wochenschrift für klassische Philologie“ 1885, Nr. 16, S. 489 bezeichnet Schaefer als denjenigen Etruskologen, der sich bisher am bestimmtesten gegen den indogermanischen Charakter des Etruskischen ausgesprochen habe. Das möchte ich doch, wie man zu sagen pflegt, nicht auf mir sitzen lassen. Ich meinte, mich in dieser Beziehung doch auch bei verschiedenen Gelegenheiten recht deutlich und entschieden ausgesprochen zu haben, will aber nun doch, um keine Irrtümer aufkommen zu lassen, noch ausdrücklich hier in allerbestimmtester Form erklären, dass ich noch keinen Augenblick an den indogermanischen Charakter des Etruskischen geglaubt habe, auch jetzt nicht an denselben glaube und schwerlich jemals an denselben glauben werde. Ich hoffe, dass diese Erklärung allen Anforderungen Genüge leistet.

Aus eben demselben Grunde muss ich es auch bestreiten, dass, wie Deecke in der „Deutschen Litteraturzeitung“ 1885, Nr. 13, S. 446 meint, in meiner Erläuterung der Leidener Inschriften eine Annäherung an ihn stattgefunden habe. Es ist ja möglich, dass objektiv einige Einzelheiten in dieser

Arbeit mit seinen Resultaten in minderer Discrepanz stehen, als in anderen Abhandlungen von mir, aber das ist rein zufällig und jede subjektive Annäherung meinerseits an seine Ansichten muss ich entschieden in Abrede stellen. Die prinzipielle Kluft, die uns scheidet, ist genau so gross, wie sie je gewesen ist.

Muss ich aber auch die Annäherung in diesem Sinne abweisen, so freue ich mich aufrichtig einer anderen Annäherung, die sich durch die genannte Deeckesche Anzeige ermöglicht, ich meine die persönliche Wiederannäherung. Der Ton und die Kampfesweise dieser Anzeige sind verschieden von den bisher von Deecke und seinem Freunde Gustav Meyer innegehaltenen, wie ich sie an verschiedenen Stellen meines III. Heftes gekennzeichnet habe, und es wird dadurch auch mir die Möglichkeit gewährt, auf den scharfen polemischen Ton, wie ich ihn in meinen letzten Arbeiten anzuschlagen mich gezwungen sah, Verzicht zu leisten. Ich begrüsse das mit um so grösserer Freude, als mir persönlich dieser Ton wenig zusagt und ich ihn auch sonst nicht anzuwenden pflege, wie selbst von gegnerischer Seite (Jordan in der Deutschen Litteraturzeitung 1883, Nr. 23, S. 814) anerkannt ist. Aber er lässt sich eben nicht unter allen Umständen vermeiden. Da das vorliegende Heft bereits seit länger gedruckt ist, so war hier eine Milderung einzelner Ausdrücke nicht mehr möglich. Ich hoffe zuversichtlich, dass dieser bessere Ton sich auch auf die Dauer wird aufrecht erhalten lassen.

O. G. ist, wie schon bei früherer Gelegenheit, anscheinend mit der bisher, wie von Deecke, so auch von mir innegehaltenen Art der Publikation in einzelnen Heften oder Monographieen nicht recht einverstanden. Ich glaube aber,

dass diese Art zur Zeit die einzig mögliche und zweckmässige ist. Die Etruskologie ist eine doch noch im Werden begriffene Wissenschaft und von der Gewinnung zusammenhängender Resultate, wie von der Deutung grösserer Inschriften noch sehr weit entfernt. Bei dieser Sachlage hat man, wie ich glaube, nur die Wahl, entweder gar nichts zu publicieren oder den Weg der Monographie einzuschlagen. Meines Erachtens ist letzteres das Zweckmässigere. Selbst wenn, wie ich gern zugebe, auf diese Weise manche Ansicht an das Licht tritt, die noch nicht nach allen Seiten hin sich sicher begründen lässt oder die später als falsch sich herausstellt, so bietet andererseits aber doch gerade diese Art die Möglichkeit einer öffentlichen Discussion, von der nur zu wünschen wäre, dass immer noch mehr Personen sich daran beteiligen möchten, und eben dadurch werden dann die aufgestellten Ansichten entweder besser begründet oder stellen sich als irrig heraus, was beides ja bereits mehrfach der Fall gewesen ist. Beides ist aber doch ganz sicherlich ein Gewinn für die Wissenschaft, der ihren weiteren Fortschritt ermöglicht. Durch das Zurückhalten der Publikation überhaupt würde dieser Fortschritt, wenn auch vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, so doch jedenfalls verlangsamt werden. Einen anderen Weg, den man einschlagen könnte, sehe ich nicht, würde aber natürlich positive Vorschläge in dieser Richtung bereitwilligst einer Prüfung unterziehen.

Auf einige der in den beiden Besprechungen erwähnten sachlichen Punkte werde ich in den nächsten Heften näher eingehen, insbesondere auf die Frage der Echtheit der Bleiplatte von Magliano. Ebenso werde ich, O. G. gegenüber, nachweisen, dass die Namen mit Derivatsuffixen durchweg mit den Formen ohne solche sachlich identisch sind. Hier

will ich nur bemerken, dass die strikt beweisenden Beispiele dafür ziemlich zahlreich sind. Diese Behauptung so bestimmt aufzustellen, bin ich dadurch in der Lage, dass ich den gesamten Familiennamenschatz der Etrusker bis ins einzelste untersucht habe. Die Resultate dieser Untersuchung liegen im Manuscript fertig vor und sollen dem Druck übergeben werden, sobald ich für eine Anzahl von Inschriften, wo das nötig scheint, im Besitz von Abklatschen oder Zeichnungen bin und für das die gesamten Inschriften verarbeitende und daher naturgemäss umfangreichere Buch einen Verleger gefunden haben werde.

Leipzig, den 19. April 1885.

Carl Pauli.

Inhalt.

I. Über das altlateinische Lied der Arvalbrüder. Von C. Pauli.
II. Die wahre und die falsche Methode bei der Entzifferung der etruskischen Inschriften. Von C. Pauli.
III. Entsteht anlautendes etruskisches *h* aus *c*? Von C. Pauli.
IV. Miscellen:
1) Zum altitalischen *t*-Perfekt. Von O. A. Danielsson.
2) *liber*. Von O. A. Danielsson.

Verzeichnis

der

behandelten etruskischen Inschriften.

Fa. = Fabretti, Corpus inscriptionum Italicarum antiquioris aevi.
Fa. spl. = Supplementa desselben Werkes.
Ga. = Gamurrini, Appendice al Corpus inscr. Ital.

Fa. 534 quater d p. 115.
„ 534 quater i p. 115.
„ 604 p. 114.
„ 605 bis = Ga. 185 p. 115.
„ 620 p. 123.
„ 706 p. 128.
„ 707 p. 128.
„ 717 p. 123.
„ 719 p. 119.
„ 1011 quater a p. 120.
„ 1093 p. 123.
„ 1203 i p. 125.
„ 1419 p. 126.
„ 2095 ter a p. 117.
„ 2095 ter b p. 117.
„ 2570 quater p. 129.

Fa. spl. I, 101 p. 125.
„ „ „ 170 c p. 114.
„ „ „ 173 bis g p. 124.
„ „ „ 251 bis o p. 115.
„ „ II, 13. 14 p. 119.
„ „ „ 74 p. 119.
„ „ „ 77 p. 123.
Ga. 127 p. 128.
„ 180 p. 114.
„ 185 = Fa. 605 bis p. 115.
„ 193 p. 122.
„ 436 p. 115.
„ 559 p. 124.
„ 888 p. 123.

I.

Über das

altlateinische Lied

der

Arvalbrüder.

Von

Carl Pauli.

Das Lied der Arvalbrüder, wie es uns in den Akten dieser Brüderschaft vom Jahre 218 nach Christo überliefert ist, lautet nach der Abschrift von Bormann, die auch ich mit Jordan (Krit. Beitr. 190 sq.), gegenüber dem Texte Ritschls, für die massgebende halte, folgendermassen:

enoslasesjuvate[e]noslasesjuvateenoslasesjuvateneveluaervemarmasinsincurrereinpleoresneveluervemarmar[si]nsincurrereinpleoris neveluerve marmarsersin currere inpleores saturfurere marslimen[sal]istaberbersaturfuferemarslimensalistaberbersaturfuferemars limensaiisiaberber[sem]unisalternei advocapit conctossemunisalterneiadvocapitconctossimunisalternie advocapit[conct]osenosmarmorjuvatoenosmarmorjuvatoenosmarmorjuvatotriumpetriumpetriumpetrium[pe]triumpe

Dieses alte Lied ist natürlich seit dem Jahre 1778, wo es in Rom wieder aufgefunden wurde, vielfach Gegenstand der Interpretation gewesen. Diese bisherigen Interpretationen, soweit sie mir bekannt geworden, hier zunächst vorzuführen, scheint mir nicht überflüssig. Es sind die folgenden:

1) Lanzi, saggio di lingua etrusca, I, 142 sqq. (1789):

enos, Lases, juvate.
neve luerve, Marmar, sins incurrere inpleores.
satur fufere, Mars, lumen sali sta, berber.
Semunes alternei advocapit conctos.
enos, Mamor, juvato.
triumpe.

„nos, Lares, juvate.
neve luerhem (= luem), Mamers, sines incurrere in flores.

ador fieri, Mars, λύμην maris siste, ...
Semones alterni advocate(?) cunctos.
nos, Mamuri, juvato.
triumphe."

2) Marini, gli atti e monumenti de' fratelli Arvali, II, 602. (1795.)
„enos, Lares juvate.
ne vel ver ve Maram . . . .
(oder ne vel ver ve Marmar . . .
oder neve luervem aram . . . . . .) in plures.
sazio d'infuriare, o Marte, salta il limitare.
(del tuo templo), e statti fermo ovvero ci sii
propizio.
. . . . . duo capit congios (oder
advocabit)
enos, Marmor, juvato.
triumphe."

3) Thorlacius, populäre Aufsätze, übersetzt von Sander, 205. (1812.):
„helfet uns Laren!
lass Marmar keine zerstörende Seuche
unsere Saat verderben!
verleihe Mars dem Korne Heil!
hemme Ares jede Pestluft vom Meere!
rufet abwechselnd alle Semonen an!
auch du, Mamurius, hilf uns!
zum Jubel, zum Jubel!"

4) G. Hermann, elementa doctrinae metricae, 613. (1816.):
enos, Lases, juvate:
neve luerve, Marmar, sirs, incurrere in pleoris,
satur fufere, Mars: limen sali, sta, berber:
Semones alterne, jam duo capit conctos.
enos, Marmor, juvato.
triumpe, triumpe.
„nos, Lares, juvate;

neve luem, Mamuri, siris incurrere in plures:
satur fueris, Mars: limen (i. e. postremum) sali, sta vervex:
Semones alterni; jam duo capit cunctos.
[nos, Mamuri, juvato.
triumphe, triumphe.]"

5) Creuzer, Symbolik II², 991. (1820.):
Text fehlt, Übersetzung wie bei Thorlacius.

6) G. F. Grotefend, lateinische Grammatik für Schulen, II, 287. (1820.)
ennós, Lasés, juváte! néve lúerem, Márs, sins
incúrrere ín pleóres! sátur fúrere, Mármar,
limén salís sta bérber! Sémunís altérnei
advócapít conctós! ennós, Marmor, juváto!
triúmpe, triúmpe!
„age, nos, Lares, juvate! neu luem, Mars, siris
incurrere in plures! satur furere, Mavors,
lumen solis sta fervere! Semonis alterni
advocate cunctos! age, nos, Mars, juvato!
triumphe, triumphe!"

7) Aug. Grotefend, ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache, I, 166. (1829.)
enos, Lases, juvate!
neve luervem, Marmar, sins incurrere in pleoris!
satur furere, Mars, limen salis sta berber!
Semunis alternei advocapit conctos!
enos, Marmor, juvato;
triumpe! triumpe!
„nos, Lares, juvate!
neve luem, Mars, sinas incurrere in flores (od. plures)!
satur furere, Mars, lumen solis desine fervere!
Semones alterni advocabite cunctos!
nos, Mars, juvato!
triumpe! triumpe!

8) Zell, Ferienschriften, II, 111. (1829.):
Text wie Grotefend; Übersetzung:
„ihr Laren helfet uns!

lass nicht die Seuche, Marmar, unsere Saat befallen!
hör auf zu wüten, Mars; halt ab der Sonne Gluten!
ruft an im Wechselsange die Semonen alle!
Marmar hilf uns!
Triumph!“

9) Ramshorn, lateinische Grammatik, I, 1100. (1830):
Text fehlt, Übersetzung:
„nos, Lares, juvate.
neve luem, Mamers, sinas incurrere in flores.
satur furere, Mars, lumen solis siste, Berber!
Semones alterni advocate cunctos!
nos, Mamers, juvato!
triumphe!“

10) H. Meyer, anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum I, 4. annot. 7. (1835):
Text wie A. Grotefend, Übersetzung:
„en nos, Lares, juvate:
nec luem, Mars, sinas incurrere in plures.
satiatus furore, siste lumen solis fervere.
advocate alterni Semones cunctos.
en nos, Mars, juva.
triumphe.“

11) Klausen, de carmine fratrum Arvalium liber, 23. (1836.):
e nos, Lases, juvate.
neve luerve, Marmar, sins incurrere in pleoris:
satur furere, Mars, limen sali, sta, berber:
Semunis alternei advocapit conctos.
e nos, Marmor, juvato:
triumpe, triumpe, triumpe, triumpe, triumpe.
„age, nos, Lares, juvate.
neve luem, Mars, sinas incurrere in plures:
satur furere, Mars, pede pulsa limen, sta verbere:
Semones alterni advocabite cunctos.
age, nos, Mars, juvato.
triumphe, triumphe, triumphe, triumphe, triumphe.“

12) Galvani, lezioni accademiche, I, 177. (1839.):
enos, Lases, juvate: (ter)
neve luervem armar
sins incurrere in plores: } (ter)
satur furere, Mares,
limen salest aberber: } (ter)
Semuneis alternip
advocapite conctos: } (ter)
enos, Mamor, juvato: (ter)
triumpe. (quinquies)
„e noi, Lari, giovate,
nè sia che amara lue
incoglier possa i fiori:
sazio di furie, o Marte,
la sozza peste averti:
alternamente i Sémoni
tutti invochiam congiunti:
e noi, Mamurio, giova:
trionfo."

13) de Gournay, mémoires de l'Académie royale des sciences, arts et belles-lettres de Caen, Jahrg. 1845, 358. (1845):
Text fehlt, Übersetzung:
„nos, Lares, juvate.
neve lues, Vemars, sinas, incurrere in plenas oras.
sator semen-ferens, Mamers, limen solis, sta perpes.
Daemones alternei advocabite cunctos.
nos, Mamers, juvato.
triumphe."

14) Corssen, origines poesis romanae, 92 sqq. (1846.):
e nós Lases juváte.
neve luérve Marmar sírs (od. sers) incurrere in pleores.
sátur fufere, Márs, limén sal esta bérber.
Semúnes alternéi ádvocapit cúnctos.
e nós Marmor juváto.
triumpe.

Eine Übersetzung giebt Corssen selbst nicht, aber aus seiner Interpretation ergiebt sich die folgende:
„e nos, Lases, juvate!
neve luem, Mars, siveris incurrere in flores,
satur (i. e. plenus) esse (sc. fructus), Mars, lumen sol aestu fervere!
Semones alterni advocabitis cunctos.
e, nos, Marmor, juvato!
triumphe!“

15) Bergk, Zeitschrift für die Altertumswissenschaft, XIV, 142. (1856.):
e nos Lases juvate
nevel verve Marmar sins incurrere in pleoris:
satur fu, fere Mars: limen sali, sta berber.
si munis, aeterne pa, duo capit conctos.
e nos Marmor juvato.
triumpe. triumpe. triumpe. triumpe. triumpe.
„steht uns bei, ihr Laren,
und du, Marmar, lass nicht das Fieber noch weiter um sich greifen:
lass dir genügen, wilder Mars: Licht der Sonne, halt ein mit deiner Glut.
sei gnädig, ewiger Vater, mit dem verbundenen Doppelhaupte.
stehe uns bei, Marmor.
Triumph.“

16) Preller, römische Mythologie, II^3, 33. (1883, erste Auflage 1858.),
e nos Lases juvate,
neve luerve Marmar sins incurrere in pleoris.
satur furere Mars limen sali, sta berber.
Semunis alternei advocapit conctos.
e nos Marmor juvato.
triumpe, triumpe.
„age nos Lares juvate.
neve luem Mars sine incurrere in plures.
satur furere Mars limen sali, sta verbere.
Semones alterni advocabite cunctos.

age nos Mars juvato.
triumphe, triumphe".
„helfet uns, ihr Laren.
lass keine Seuche über das Volk kommen, Mars.
satt vom Rasen kehre heim in deinen Tempel und höre auf zu geisseln (deine Streitrosse).
rufet abwechselnd alle Semonen.
hilf uns, o Mars.
Triumph, Triumph."

17) Mommsen, corpus inscriptionum latinarum, I, 9. (1863.):
enos, Lases, juvate!
neve lue rue, Marmar, sins (sers) incurrere in pleores.
satur fu, fere Mars. (limen sali, sta, berber.)
Semunis alternei advocapit conctos.
enos, Marmor, juvato.
triumpe!
„nos, Lares, juvate!
neve luem ruinam, Mars, sinas (siveris) incurrere in plures.
satur esto, fere Mars. (limen sali, sta, verbera solum.)
Semones alterni advocabitis cunctos.
nos, Mars, juvato!
triumphe!"

18) Bücheler, index scholarum von Bonn (Sommer 1876):
enós Lasés juváte,
enos Lases juvate,
enos Lases juvate.
ne vél vervé Marmá sins — incúrrere ín pleóres,
ne vel verve Marmar [si]ns — incurrere in pleoris,
ne vel verve Marmar sers — incurrere in pleoris.
satúr fú, fere Márs — limén [sal]í, sta bérber,
satur fu, fere Mars — limen sali, sta berber,
satur fu, fere Mars — limen sali, sta berber.
[sem]únis áltérnei — ádvocápit cónctos,
semunis alternei — advocapit conctos,
simunis alternei — advocapit [conct]os.

enós Marmór juváto,
enos Marmor juvato,
enos Marmor juvato.
triúmpé triúmpe,
triumpe trium[pe],
triu[mpe].
„nos, Lares, juvate.
ne ve flagellum, Mars, sinas (seiris) incurrere in plures.
satur esto, fere Mars, in limen sali, siste flagellum.
Semones alterni advocabitis cunctos.
nos, Mars, juvato.
triumphe.“

19) Marquardt, Römische Staatsverwaltung, III, 438. (1878.): Text und Übersetzung wie Bücheler.

20) Jordan, kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache, 203. (1879.):
e nós, Lasés, juváte (ter)
néve luérvem, Mármar, — seírs incúrrere ín ploéris (ter)
satúr fú fere, Mármar, — níve énsali, sta bérber (ter)
semúnis altérnei — advocápit cónctos (ter)
e nós, Marmár, juváto (ter)
triúmpe. (quinquies)
„auf! uns, ihr Lasen, helfet . . .
nimmer Verderben, Marmar, — lasse einbrechen in mehre . . .
sei satt, du wilder Marmar, — nimmer herein spring, steh, grimmer . . .
die Semunen abwechselnd — wird er alle rufen . . .
auf! uns Marmar helfe . . .
tanze! . . .“

21) L. Havet, de Saturnio Latinorum versu, 412. (1880.):
e nos, Lases, juvate (ter)
ne velueris, Marmars, — incurrere in pleoris . (ter)
satur fu, fere [Mar]mars; nive ensali; sta . . . (ter)
semunis alternei — advocapit conctos. (ter)
e nos, Marmars, juvato. (ter)

triŭmpe, triŭmpe, triūmpe,
triŭmpe, triŭmpe, [triūmpe].
„e! nos, Lares, juvate.
ne volueris, Mamers, — incurrere in pluris.
satur esto, fere Mamers; — neve insili; sta . . .
Semones alterne — advocabit cunctos.
e! nos, Mamers, juvato.
triumphe.“

22) Bréal, mémoires de la société de linguistique de Paris, IV, 380. (1881.):
enom Lases juvate
neve luem arves Marmar sers incurrere
inpleores . . .
sata tutere Mars
clemens satis sta Berber
Semunis alternei advocapit conctos
enom Marmor juvato
triumpe
„eia, Lares, juvate.
neve luem arvis, Marmar, siveris incurrere.
(implores . . .)
sata tutere, Mars.
clemens satis esto, Berber.
(Semones alterne invocabit cunctos.)
eia, Marmor, juvato.
triumpe!“

23) Édon, restitution et nouvelle interprétation du chant dit des frères arvales, 32. (1882.):
e! nos, Lases, juvate!
hi mi lua fave; Marmar, serp, incure se!
inde foris satur fuce, Remars: limen sali!
(stabe abersi)
manis paternei, abvolate!
(conctes)
e! nos Marmor, juvato!
triumpe!

„o! nos, Lares, juvate!
his mihi luam fabis; Umbra, serpe, incurre iis!
inde foras satur fuge, Lemur: limen sali;
(stabit aversim)
Manes paterni, avolate!
(cuncti)
o! nos, Umbra, juvato!
triumphe!“
„o Lares, soyez-nous favorables!
je paierai pour moi avec ces fèves; Ombre, glisse-toi,
cours après elles!
maintenant que tu en es assez, fuis hors de ce lieu,
Lémure: saute le seuil!
(on s'arrêtera en tournant le dos)
Mânes paternels, envolez-vous!
(tous ensemble)
o Ombre, sois-nous favorable!
triomphe!“

24) Ring, altlateinische Studien, 4 sqq. (1882). Derselbe hält den ganzen Text nach Bormanns Überlieferung aufrecht, giebt auch, was sehr zu bedauern, keine Übersetzung, sodern nur eine Interpretation. Aus letzterer ergiebt sich etwa die folgende Übersetzung:
„Lares (Kinder) der Eno, seid günstig.
wolle nicht Marmar Sernos, überschwemmend von neuem
dich stürzen auf die überschwemmbaren Fluren.
Mars Satur, Fureros, Limen, Salius, lege dich trocken.
(der Chorführer) wird die beiden einander vereinigten Semonen anrufen.
Marmor (Tochter) der Eno, sei günstig.
drei umfassend.“

25) Probst, Beiträge zur lateinischen Grammatik, Heft I, 103; Heft II, 163. (1883.):
e nós Láses juváte (ter)
neve lúe rúe Mármar — síns incúrrere inpléores (ter)
satúr fú feré Mars — lí mensa lí sta bér ber (ter)

se múnís altérnei — ádvoca pít cónctos (ter)
e nós Mármar juváto (ter)
triúm pe (ter)
triúm triúm pe
„e! uns, Laren, helft (sc. bitten)!
nicht verheere-zerstöre, Marmar! unterlass es!
eiligst ziehe ein (sc. in unsere Gefilde)! Fülle gieb!
reich sei, bringe (sc. Früchte), Mars! bedecke die Tische (sc.
mit Nahrung), bedecke! weile!
bringe, bringe (sc. Früchte)!
gnädig sei! Abwechselung (sc. des Wetters) gieb: rufe herbei!
segne alle!
e! uns, Marmar, hilf!
die Strasse segne!
die Strasse, die Strasse segne!"

Allen diesen Deutungen kann ich aus teils sachlichen, teils sprachlichen Gründen nicht zustimmen, muss aber darauf verzichten, diese Gründe hier im einzelnen vorzuführen, um so mehr, als die wichtigsten derselben im Verlaufe der weiteren Untersuchung sich ohnehin ergeben werden.

Statt dessen erscheint es zweckmässig, einige allgemeine Fragen von prinzipieller Bedeutung vorweg zu erörtern, weil erst aus ihrer Beantwortung sich der Standpunkt für die richtige Deutung des Liedes gewinnen lässt.

Die erste dieser Fragen ist die, in wie weit wir der Überlieferung, in der das Arvallied vorliegt, Glauben schenken dürfen. Durch die Beantwortung dieser Frage ist die Methode der kritischen Behandlung bedingt, welche von jeher geschwankt hat, zwischen „der Kühnheit einer Konjekturalkritik .... und einer übermässigen Ehrfurcht vor dem, was im Altertum und was gar auf Stein geschrieben auf uns gekommen ist" (Jordan, krit. Beitr. 190).

Vergegenwärtigen wir uns, um die richtige Antwort auf diese Frage zu gewinnen, die Geschichte unseres Liedes.

Nach der römischen Tradition ist der Kult der Arvalbrüder von Romulus eingesetzt (Gell. 7, 7, 8.: Sed Sabinus

Masurius in primo memorialium, secutus quosdam historiae scriptores, Accam Larentiam Romuli nutricem fuisse dicit. Ea, inquit, mulier ex duodecim filiis maribus unum morte amisit. In illius locum Romulus Accae sese filium dedit seque et ceteros ejus filios „fratres arvales“ appellavit. Ex eo tempore collegium mansit fratrum arvalium numero duodecim, cujus sacerdotii insigne est spicea corona et albae infulae. — Plin. 18, 6. ed. v. J.: Arvorum sacerdotes Romulus in primis instituit seque duodecimum fratrem appellavit inter illos Acca Laurentia nutrice sua genitos, spicea corona, quae vitta alba conligaretur, sacerdotio ei pro religiosissimo insigni data, quae prima apud Romanos fuit corona). Das bedeutet also jedenfalls so viel, dass man die Entstehung des Kultes in die allerälteste Zeit des römischen Gemeinwesens setzte. Das ausserordentlich hohe Alter des Kultes wird bestätigt durch die im Haine der Dea Dia gefundenen Gefässe, deren sich die Arvalen bei ihren Kultushandlungen bedienten (Helbig, Italiker in der Poebene 87). Diese Gefässe sind ja jedenfalls bei der Herstellung des Arvalendienstes unter Augustus, als eben der Schauplatz der Handlung in den genannten Hain verlegt wurde, neu angefertigt, aber, was bei der ganzen Art des römischen Volkes nicht zweifelhaft sein kann, nach alten Mustern. Diese Gefässe aber sind nun von der allerprimitivsten Art, zum Teil lediglich mit der Hand gearbeitet (Helbig l. c.), und weichen in ihrer Technik nicht von den in den Terremare gefundenen der Pfahldörfler ab (l. c. 84). Darnach werden wir also dem Kultus, mögen wir über die römische Königsgeschichte denken, wie wir wollen, doch eine Existenz von mindestens 700 Jahren vor Christi Geburt zuschreiben dürfen.

Mindestens ebenso alt ist aber auch das Lied. Zwar ist das, wie es scheint, von den Alten selbst nicht direkt bezeugt, aber es lässt sich durch folgende Erwägung wahrscheinlich machen. Es ist bekannt, dass die Alten selbst an verschiedenen Stellen (Hor. ep. 2, 1, 86 sq.; Quintil. 1, 6, 40.) berichten, dass ihnen das Lied der Salier nicht mehr ver-

ständlich gewesen sei. Dass dies schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts der Stadt der Fall gewesen sein muss, sehen wir daraus, dass bereits L. Aelius Stilo sich veranlasst sah, zu dem genannten Liede einen Kommentar zu verfassen, (cf. Varro, l. l. 7, §. 2. Mü.; Fest. pag. 141. Mü.). Nun schreibt die römische Tradition (Liv. 1, 20.) die Einsetzung des Kollegiums der Salier dem Numa zu, die der Arvalen hingegen, wie wir soeben gesehen, dem Romulus, d. h. also, man hielt den letzteren Kult für den älteren. Wenn nun aber schon das nach römischer Auffassung jüngere Lied der Salier zur Zeit der Geburt Ciceros nicht mehr verständlich war, so sicherlich auch das angeblich noch ältere Arvallied nicht mehr. Denn wäre das noch der Fall gewesen, so würde es sicherlich von den in Frage kommenden Schriftstellern irgendwo erwähnt worden sein, dass das nach ihrer Meinung ältere Lied verständlicher sei, als das jüngere. Ein so auffälliges Faktum würde sicherlich Männern, wie Varro, auch aufgefallen und von ihnen erwähnt worden sein. Ihr Schweigen hierüber beweist die Unverständlichkeit auch des Arvalliedes und damit denn auch das hohe Alter desselben. Der Text also auch dieses Liedes hatte um das Jahr 100 v. Chr. eine doch wohl mindestens sechshundertjährige Tradition hinter sich, zunächst sicherlich eine mündliche, später eine schriftliche. Wie es aber um diese Tradition beschaffen war, sehen wir aus Quintilian (1, 6, 40.): Saliorum carmina vix sacerdotibus suis satis intellecta; sed illa mutari vetat religio. Das war also eine rein mechanische Tradition. Dass bei jeder derartigen Tradition, selbst wenn die Sprache noch verstanden wird, im Laufe der Jahrhunderte sich Fehler einschleichen, und zwar nicht gerade in geringer Zahl, zeigen uns die Texte des Rgveda und des alten Testamentes. Das konnte also auch bei den alten römischen Kultliedern nicht ausbleiben. War nun aber ein solcher Fehler, gleichviel, wie er entstanden, einmal da, so wurde er, cum illa mutari vetaret religio, von da ab sorgfältigst weitertradiert. Das ist eben echt römisch. Und diese von der religio behüteten Fehler sind

sicherlich neben den altertümlicheren Formen und etwa obsolet gewordenen Ausdrücken ein Grund mit dafür, dass man um 100 v. Chr. diese alten Lieder nicht mehr verstand.

Weiter wissen wir nun, dass der ganze Arvalenkult im Laufe der Zeit eingeschlafen war — leider wissen wir nicht, wann — und erst unter Augustus wieder neu belebt wurde. Wie es dabei hergegangen sei, lässt sich leicht erraten. Genau wie man die alten Schüsseln wieder hervorsuchte und nach ihrem Muster weitere anfertigen liess, genau so stöberte man auch irgendwo eine Abschrift des alten Liedes auf und liess nach ihr die weiteren Abschriften machen, von denen die Arvalbrüder, wie ja die Akten selbst uns berichten, das Lied absangen. Woher diese Abschrift gekommen und von welchem Werte sie gewesen sei, wissen wir nicht, aber setzen wir den günstigsten und wohl nicht unwahrscheinlichen Fall, dass sich im Archiv des Pontifex maximus eine solche befunden habe von verhältnismässig guter Erhaltung des Textes, so bekam man bei der Restitution des Kultes doch mindestens die traditionell gewordenen Fehler mit in den Kauf. Zwischen dieser Restitution und der Zeit des uns überlieferten Textes liegen nun aber weitere zwei Jahrhunderte. Dass die von der alten Abschrift genommenen neuen so lange vorgehalten hätten, ist schwerlich anzunehmen, es mussten also jedenfalls inzwischen etliche Male neue angefertigt werden. Dass man diese von der alten archivalischen, wenn ich sie so nennen soll, neu abkopierte, ist auch kaum wahrscheinlich. Diese war doch jedenfalls schwerer zu lesen, als die Abschrift aus der Zeit des Augustus. Wäre noch die alte Pietät lebendig gewesen, so würde man sich wohl die Mühe nicht haben verdriessen lassen, auf jene alte kanonische Abschrift zurückzugehen, aber davon war selbstverständlich bei den „hohen Herrschaften“, welche die Rollen in der Arvalkomödie zu spielen hatten, nicht viel mehr die Rede, und so sind denn auch die späteren Abschriften sicherlich von irgend welchen Schreibern gedankenlos abgeschrieben, wie man's eben unverstandenen Texten gegenüber nicht anders erwarten kann.

Dass damit aber einer Reihe weiterer Fehler Thür und Thor geöffnet war, liegt auf der Hand.

Und von einem solchen Manuskript hat nun schliesslich der Steinmetz den uns überlieferten Text abkopiert, aber was für ein Steinmetz und wie kopiert! Er hat es fertig gebracht, in dem dem Liede voraufgehenden Teile der Akten *Juniap* für *Junias, extn* für *extas, convenerum* für *convenerunt, sacriflro* für *sacrificio, otiis* für *ollis, ab* für *ad* zu schreiben (cf. Jordan, krit. Beitr. 191), und er hat es ferner fertig gebracht, in dem dreimal wiederholten Texte des Liedes, obgleich es auch dem blödesten Sinne einleuchten musste, dass diese drei Wiederholungen buchstäblich übereinstimmen mussten, folgende Abweichungen erscheinen zu lassen: 2 mal *luerve,* 1 mal *luaerve;* 2 mal *pleores,* 1 mal *pleoris;* 2 mal *sins,* 1 mal *sers;* 2 mal *Marmar,* 1 mal *Marma;* 2 mal *fufere,* 1 mal *furere;* 2 mal *salista,* 1 mal *saiisia;* 2 mal *alternei,* 1 mal *alternie;* 1 mal *semunis,* 1 mal *simunis* (Jordan l. c. 192).

Das ist im wesentlichen die Geschichte unseres Textes, wie sie sich in allgemeinen Umrissen noch erkennen lässt. Die unausbleibliche Folge einer solchen Geschichte aber musste die sein, dass der Text uns in sehr verderbter Gestalt überliefert ist. Alle diejenigen daher, welche, wie Ring und im ganzen auch Probst, den überlieferten Text für richtig halten, verfahren nach kritischen Grundsätzen, für deren Charakterisierung mir ein parlamentarischer Ausdruck durchaus nicht bekannt ist. Aber auch Jordan vermag ich nicht beizustimmen, wenn er (krit. Beitr. 190) es lobt, dass Bücheler verhältnismässig wenig an dem überlieferten Texte geändert habe. Einem Texte gegenüber, der eine solche Geschichte hinter sich hat, wie der unsere, ist das gar kein Lob, eine von richtigen kritischen Grundsätzen geleitete Interpretation muss vielmehr eine bestimmte, nicht zu kleine Zahl von Fehlern in dem überlieferten Texte annehmen und darnach verfahren, und zwar nicht bloss da, wo die dreimaligen Wiederholungen unter sich abweichen. Auch da, wo sie übereinstimmen, sind wir durchaus nicht sicher, dass die Über-

lieferung den Urtext oder auch nur die Vorlage richtig wiedergiebt. So weit ich sehe, liegt kein Anhalt dafür vor, ob die Vorlage den Text nur je einmal oder in dreimaliger Wiederholung bot. Aber auch in letzterem Falle konnte, worauf schon Jordan (krit. Beitr. 193) mit Recht hinweist, der Abschreiber „leicht einmal seinen zweiten und dritten Vers nach dem ersten der Vorlage einmeisseln und so unbesorgt dreimal den Fehler wiederholen, der in der Vorlage nur einmal begangen war".

Wir werden somit bei der Behandlung des Textes eine freiere Stellung einnehmen nicht bloss dürfen, sondern müssen, und die Überlieferung muss den sachlichen und sprachlichen Erwägungen gegenüber bei der Interpretation oft in die zweite Stelle treten. Eines freilich ist dabei festzuhalten. Wir dürfen nicht, darin hat Jordan recht, „in eine schrankenlose Konjekturalkritik" verfallen, wie es einzelne der bisherigen Interpreten gethan haben, sondern es muss gefordert werden, dass keine Änderung des Textes vorgenommen werde, die sich nicht aus einer der durch die Geschichte des Textes gegebenen Fehlerquellen herleiten und begründen lasse.

Die eine dieser Fehlerquellen erfordert noch ein etwas näheres Eingehen. Es ist eine kurze Betrachtung nötig über die Art der Fehler, welche dem Steinmetzen zur Last fallen. Dieselben sind verschiedener Art. Ein Teil von ihnen ist dadurch entstanden, dass die Vorlage des überlieferten Textes in Kursivschrift geschrieben war. Das hat schon Édon gesehen und es ist in der That sicher zu beweisen. Wie oben schon gesagt, zeigt der überlieferte Text in seiner dreimaligen Wiederholung Varianten bei ein und denselben Wörtern. Bei mehreren dieser Varianten nun ist dieses Variieren überhaupt nur erklärlich, wenn die Vorlage Kursivschrift hatte, dann aber mit Leichtigkeit. Varianten dieser Art sind das *furere* neben *fufure* und das *saiisia* neben *salista*. Bezüglich der Buchstabenformen dieser Kursiva verweise ich auf tab. A. des CIL. III, 2. Édon wählt für seine Darstellungen die Kursiva der pompejanischen Inschriften, aber diese liegt zeitlich zu weit von

unserem überlieferten Texte entfernt. Auch das *alternie* neben *alternei* kann auf Rechnung dieser Kursivschrift kommen. Dass auch der unserem Liede voraufgehende Teil der Akten in der Vorlage Kursivschrift hatte, ergiebt sich gleichfalls aus einem Teile der darin enthaltenen Fehler, wie z. B. dem *Juniap* für *Junias,* dem *extn* für *extas,* dem *sacriflro* für *sacrificio,* dem *ab* für *ad,* welche sich in der Kursiva in den Schriftzügen sehr nahe liegen, nicht aber in der Kapitalschrift.

Ein weiterer Anlass zu Fehlern war für den Steinmetzen durch den Umstand gegeben, dass das Gedicht in der Vorlage ohne Worttrennung geschrieben war. Dass der überlieferte Text, abgesehen von einigen, übrigens zum Teil an falscher Stelle gesetzten Punkten, keine Worttrennung hat, kann man aus dem Facsimile bei Ritschl (PLME, tab. XXXVI.) sehen, und auch die auf Bormanns Abschrift sich stützende Bemerkung Jordans (krit. Beitr. 191) bestätigt es. Aber es lässt sich beweisen, dass auch die Vorlage keine Worttrennung zeigte. Der überlieferte Text bietet zweimal die Lesung *sinsincurrere,* das dritte Mal hingegen *sersincurrere.* Aus der Kursivschrift lässt sich diese Abweichung nicht erklären, denn *ser* und *sin* sind in der Kursiva nicht eben ähnlich. Nun hat man zwar versucht, das *sers* neben *sins* dadurch zu erklären, dass man *sins* für *sinas*, hingegen *sers* für *siveris* nehmen wollte. Aber auch das geht schwerlich an. Die Annahme, dass das *ā* von *sinās* und das *ī* von *siverīs* ausgestossen sei, ist kühner, als dass man ihr zustimmen könnte, zumal das Gedicht sonst ja in allen anderen Formen, *pleores, semunis, conctos,* die Vokale vor schliessendem *-s* bewahrt zeigt. Und man braucht diese gewagte Annahme nicht, es erklärt sich das *sin* neben *ser* eben auf andere Weise. Der Steinhauer wurde zu seinem *sinsincurrere* durch das Beispiel des *marmar, berber, rere* (Schluss von *currere*) verleitet, auch in dem vielleicht wenig leserlich geschriebenen *sersin* bei den ersten beiden Wiederholungen ein gleichfalls redupliciertes *sinsin* zu sehen, bis ihm erst die vielleicht deutlicher geschrie-

bene dritte Zeile oder, falls die Vorlage den Text nur einmal hatte, ein genaueres Hinsehen das richtigere *sersin* an die Hand gab. Dass der Steinhauer wirklich in dem *sinsin* eine solche einheitliche und seiner Meinung nach wohl reduplicierte Form sah, ergiebt sich daraus, dass er in der ersten Wiederholung des Textes grade hinter *sinsin* einen der nur spärlich angewandten Punkte setzt. Da nun aber das schliessende *in* dieser Buchstabengruppe zweifellos zu dem folgenden *currere* gehört, so ergiebt sich aus dem ganzen Hergange mit Sicherheit, dass die Vorlage eine Worttrennung nicht hatte, wenigstens an dieser Stelle nicht. War das aber hier der Fall, so ist es durchaus nicht zu kühn, anzunehmen, dass die Vorlage überhaupt keine Worttrennung zeigte.

Weiter aber war der Steinmetz auch dadurch zu Fehlern veranlasst, dass sich ihm die lautlich schwankenden Formen der Sprache des 3. Jahrhunderts und infolgedessen die schwankende Orthographie desselben einmischen. Auf Rechnung dieses Faktors kommt das Nebeneinander von *simunis* und *semunis*, von *luaerve* und *luerve* u. dgl., was sich als bloss graphische Variante nicht erklären lässt. Dass diese selbe Erscheinung auch in den dem Liede voraufgehenden Akten sich finde, darauf hat schon Jordan (krit. Beitr. 193) hingewiesen.

Nachdem damit mein kritischer Standpunkt gegenüber dem überlieferten Texte genügend klar gestellt ist, wende ich mich nunmehr der zweiten allgemeinen Frage zu, die erledigt werden muss, bevor man an die positive Deutung des Liedes herantreten kann.

Diese zweite Frage geht dahin, was wir denn nun in dem Liede inhaltlich etwa zu erwarten haben. Von verschiedenen Interpreten ist in dieser Beziehung auf das Marsgebet beim Cato (cap. 149. ed. Keil) hingewiesen, das da lautet: „Mars pater, te precor quaesoque, uti sies volens propitius mihi, domo familiaeque nostrae, quoius rei ergo agrum terminum fundumque meum suovetaurilia circumagi jussi, uti tu morbos visos invisosque, viduertatem vastitudinemque, cala-

mitates intemperiasque prohibessis defendas averruncesque; utique tu fruges, frumenta, vineta virgultaque grandire beneque evenire siris, pastores pecuaque salva servassis".

Dass uns dieses Marsgebet einen gewissen Anhalt gebe für den Inhalt unseres Liedes und dass man daher nicht, wie Édon es that, in dem Liede der Arvalbrüder, welche überdies nach Ausweis der Akten selbst mit Ähren bekränzt (vittis spiceis coronati) waren und Feldfrüchte von Hand zu Hand gaben (fruges . . . . . dextra dederunt, laeva receperunt), einen Lemuralgesang finden dürfe, glaube ich auch, aber andrerseits doch nur einen gewissen Anhalt.

Diese Beschränkung ist aus mehreren Ursachen geboten. Zunächst ist das Arvallied, um einen Ausdruck Jordans zu gebrauchen, viel „einsilbiger", wenn auch nicht in dem Sinne, wie es bei Probst erscheint, wo es mit seinen Formen *li sta ber ber se pit pe* ungefähr den Eindruck von Chinesischem macht. Jene Einsilbigkeit aber ist die Folge seines höheren Alters und weist somit auf Zeiten zurück, die weit vor dem Marsgebet liegen. Der Zusammenhang mit dem letzteren ist da, aber nur in der Weise, dass wir in dem Catonischen Gebet eine späte Entwickelungsform einer Sache haben, die uns in dem Arvalgebet in einer viel früheren Gestalt und Stufe vorliegt. Es werden also zweifelsohne zwischen beiden gewisse Kongruenz-, aber ebenso sicher auch bestimmte Differenzpunkte vorhanden sein. Sieht man sich nun beide Gebete vergleichend an, so erkennt man sehr leicht, auch in dem noch in seinen Einzelheiten unverstandenen Arvalliede, worin das Kongruente und das Differente beider liegt. Das Differente liegt in den Einzelheiten des Ausdrucks: von allen Einzelausdrücken des Cato findet sich in unserem Liede nicht ein einziger. Das Kongruente hingegen liegt in dem allgemeinen Aufbau beider Gebete, sofern beide eine Bitte um Abwendung von Übeln und um Zuwendung von Segen enthalten. Dies festzustellen, ist von Belang. Es lässt sich bei allen Völkern beobachten, dass in sakralen Dingen ein äusserster Konservativismus herrscht und Gebetsformeln u. dgl. sich

viele Jahrhunderte lang im wesentlichen unverändert fortererben. Wenn nun aber das Catonische Gebet mit dem Arvalliede im Ausdruck so gar nichts Gemeinsames zeigt, dann ist der Schluss gerechtfertigt, dass auch der Inhalt nur im allgemeinen als verwandt zu betrachten sei, sofern beide Gebete auf die „Fluren“ sich beziehen, dass man darüber hinaus aber aus dem Marsgebet für unser Lied keine Schlüsse ziehen dürfe. Und dies ist das erste beschränkende Moment für die Verwendung des Marsgebetes bei der Interpretation unseres Liedes, Damit ist aber im Grunde die Verwendbarkeit des ersteren eine sehr geringe geworden, denn für das, was nun noch übrig bleibt, brauchen wir das Marsgebet gar nicht, sondern dies können wir uns a priori konstruieren. Das primitivste Element jedes Gebetes, im engsten Zusammenhang stehend mit der Entstehung des Gottesbegriffes überhaupt, ist die Bitte um Abwehr von Schaden und um Gewähr von Gutem. Das kann man in der ältesten sakralen Poesie der verschiedensten und verschiedenartigsten Völker, wie z. B. der Inder und Hebräer, auf Schritt und Tritt beobachten. Auf ein Arvalgebet angewandt, gestaltet sich also dieser allgemeine Satz speziell dahin, dass dasselbe eine Bitte um Abwehr von Schädigung der Fluren und die Bitte um Fruchtbarkeit und reiche Ernte enthalten wird. So gut aber, wie bei Indern und Hebräern zwischen ihren ähnlich gebauten Gebetsformeln kein geschichtlicher Zusammenhang besteht, sondern lediglich ein psychologischer, so gut kann es das auch zwischen dem Marsgebet des Cato und dem Arvalliede, ja bei dem Mangel jeglicher Uebereinstimmung in der Form und im Ausdruck lässt sich annehmen, dass das wirklich so sei. Dann aber lässt sich aus jenem für dieses auch in Bezug auf den speziellen Inhalt nichts entnehmen.

Und weiter wird die Verwendbarkeit des Catonischen Gebetes durch einen zweiten Umstand beeinträchtigt. Jenes ist nur an einen Gott, den Mars, gerichtet, das Arvallied aber an mehrere. Dass darin die Lasen und Marmar genannt sind, ist zunächst sicher, und sicher sind auch die Semonen,

denn diese eliminieren zu wollen, wie es Probst thut, das ist angesichts des Semo Sancus und des *Semunu* in der Inschrift von Corfinium ein mehr als verwegenes Unternehmen. Auch das *Berber* wird ziemlich allgemein für einen Gottesnamen gehalten, und es ist keineswegs sicher, dass es ein blosser Zuname des Marmar sei, es kann eben so gut auch eine Gottheit für sich sein. Dieser Umstand aber macht wieder einen erheblichen Unterschied, denn wo mehrere Gottheiten angerufen werden, dürfen wir eine grössere sachliche Vielseitigkeit erwarten, als da, wo nur von einem die Rede ist.

So schrumpft also die Verwendbarkeit des Catonischen Gebetes für die Interpretation unseres Liedes in bezug auf den speziellen Inhalt desselben auf ein Minimum zusammen, und es lässt sich schliesslich kaum mehr daraus entnehmen, als was wir auch ohnehin wissen konnten.

Dafür eröffnet sich uns aber durch den zuletzt erörterten Punkt, die Vielheit der angerufenen Götter, eine andere Parallele für die Interpretation. Es sind dies die Axamenta der Salier. Es war ja von vornherein anzunehmen, dass diese, als ungefähr gleichaltrig mit unserem Liede, auch einen ähnlichen Bau, wie dieses, zeigen würden. Und wenn uns nun direkt überliefert wird (Paul. pag. 3. Mü.), dass in diesen Axamenten in je einem Verse je ein Gott angerufen und die Verse dann nach diesem Gotte benannt wurden, so stimmt das so genau mit der auch ohne Einzelinterpretation erkennbaren Anrufung der verschiedenen Gottheiten in unserem Liede, dass wir zu dem Schlusse berechtigt sind, auch dieses sei nach dem Schema der Axamenta gebaut gewesen und habe somit in jedem Verse die Anrufung einer anderen Gottheit enthalten. Selbstverständlich müssen aber dies, nach dem oben über den allgemeinen Inhalt unseres Liedes Bemerkten, Arvalgottheiten sein, d. h. solche Gottheiten, deren Wirksamkeit sich auf den Schutz und das Gedeihen der Feldfrüchte bezieht.

Wenn nun aber nach dem eben Gesagten in jedem Verse unseres Liedes eine besondere Arvalgottheit angerufen wurde,

dann lässt sich auch in bezug auf den formellen Aufbau der einzelnen Verse etwas ganz Bestimmtes aussagen. Wir werden in jedem Verse einen Vokativ und einen auf diesen bezogenen Imperativ zu erwarten haben; ob neben dem Imperativ vielleicht auch schon den imperativischen Konjunktiv, sei es positiv, sei es negativ, wie es ja eine Anzahl Interpreten für *neve sins* (resp. *sers*) annehmen, das ist mir bei einem so alten Liede, wie dem unseren, doch recht zweifelhaft.

Damit wäre denn, wie durch die Beantwortung der ersten Frage der richtige kritische Standpunkt, so durch die dieser zweiten der zu erwartende Inhalt des Liedes und seine Form bestimmt.

Nunmehr wende ich mich zur Erklärung des überlieferten Textes. Derselbe lautet, abgesehen von den Varianten und unter Eliminierung des oben bereits besprochenen *sinsin,* wofür *sersin* zu lesen, folgendermassen:

enoslasesjuvateneveluaervemarmarsersincurrereinpleoressaturfufere marslimen salista berber semunisalterneiadvocapitconctosenosmarmorjuvatotriumpe.

Aus diesem Texte heben sich nun als klar verständlich zunächst nur zwei Sätze heraus, nämlich *nos, Lases, juvate* und *nos, Marmor, juvato.*

Die von einzelnen Interpreten angenommene Form *enos* = *nos* hat in den verwandten Sprachen nirgend einen Anhalt, und es ist daher das *e* vielmehr mit mehreren anderen Interpreten für eine Anrufpartikel zu halten, entweder nach später Orthographie für *he* stehend oder, was die mir wahrscheinlichere Ansicht Klausens ist, dem alten *e* entsprechend, welches in *ecastor, equirine, edepol* etc. vorliegt.

Diese beiden allein sicher stehenden Sätze bestätigen das, was oben in betreff der Form unseres Liedes zunächst erschlossen wurde, nämlich dass es Gottesnamen im Vokativ und Imperative enthalten werde.

Nach diesen beiden Bestandteilen werden wir also uns im Texte des Liedes weiter umzusehen haben. Da uns die Zerlegung der Wortformen völlig frei steht, so können Impe-

rative sein die Formen *incurre, inple* (= *imple*), *fere, sali, sta* und, falls sie aus *lue* und *fue* kontrahiert sein sollten, auch *lu* und *fu*.

Ich beginne die Untersuchung dieser Formen mit dem *lu*. Die meisten Interpreten nehmen die Konstruktion *neve* — — —, *Marmar, sinas* (resp. *siris*) *incurrere* an. Ich halte diese Annahme für nicht richtig. Zunächst bezweifele ich das *neve* als Konjunktion. Eine Konstruktion *Lases, juvate neve, Marmar, siris* ist meines Erachtens viel zu schleppend für ein sakrales Gedicht aus so alter Zeit und verträgt sich nicht mit dem zu erwartenden Ton desselben. Auch das *siris* ist mir durchaus verdächtig. Schon oben (pag. 19) habe ich darauf hingewiesen, dass die Lesung *sins* neben *sers* auf ein *sinas* neben *siris* keineswegs hinführe, dass vielmehr dies Nebeneinander sich auf andere Weise erkläre, und dass es sehr kühn sei, in *sins* resp. *sers* den Ausfall eines langen *ā* resp. *ī* anzunehmen, und wenn nun gar für *sers* die altlateinische Form *seiveris* eingesetzt wird, wie wir es für den ursprünglichen Text doch müssen, wie will man da den Vers als Vers überhaupt noch lesen? Ausserdem kann es auch fraglich erscheinen, ob man für die Entstehungszeit unseres Liedes schon den Gebrauch des perfektischen Konjunktivs statt des Imperativs annehmen dürfe. Dass dieser Gebrauch alt sei, ist ja aus den Zusammenstellungen bei Lübbert, gramm. Stud. I, 30 sqq. zu sehen, ob aber so alt, wie unser Lied, das ist doch nicht sicher. Ich glaube, dass man bei der Annahme, dass *sers* = *siris* sei, sich unbewusst von dem *siris* des Catonischen Gebetes und ähnlicher Gebete späterer Zeit hat leiten lassen, wofür aber, wie wir oben sahen, ein Anhalt nicht vorliegt. Jedenfalls wird eine Interpretation, welche die Konstruktion *neve siris* vermeidet, vorzuziehen sein. Zu einer solchen aber bietet sich die Möglichkeit.

Jordan (krit. Beitr. 194) hat bereits darauf hingewiesen, dass Buchstabenverstellungen auch inschriftlich mehrfach sich finden und zu Verdunkelungen geführt haben, und er selbst benutzt dies dann zur Herstellung von *pleores* in *ploeres*

Das ist nun freilich, wie sich nachher herausstellen wird, irrtümlich, aber das Prinzip ist richtig und verhilft uns zur richtigen Deutung unserer Stelle. Dass die Vorlage *luaerve* hatte, aus dem die Vulgärorthographie in den Wiederholungen *luerve* machte, ist nicht zu bezweifeln, aber eben dies *luaerve* zeigt die fragliche Buchstabenverstellung und steht für *luearve,* d. i. *lue arve.* In *arve* aber haben wir weiter die gleichfalls schon von Jordan (krit. Beitr. 193) berührte Abstumpfung der Suffixe, wie sie der Vulgärsprache jener Zeit eigen war und aus ihr auch in die Schreibung des unserem Liede voraufgehenden Teiles der Akten eingedrungen ist. Dies angenommen, wird man *arve* als *arva* aufzufassen haben, und damit hat man den Satz *lue arva, Marmar!* Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, in diesem *lue* den Imperativ von *luo,* dem alten Simplex von *soluo*, *solvo* zu sehen und den Satz zu übersetzen als „löse (befreie) die Fluren, o Marmar!"

Die nächste Frage ist selbstverständlich die, wovon Marmar die Fluren befreien solle. Dieser Satzteil muss im Ablativ stehen und liegt in dem *neve* vor. Dies ist nichts anderes, als die vulgärlateinische Aussprache und Schreibung von *nive.* Dass *i* und *e* damals schon schwankten, zeigt uns auch das *simunis* unseres Liedes neben *semunis.* Wir haben also nun den Satz *nive lue arva, Marmar!* „vom Schnee befreie die Fluren, o Marmar!" Auf das Sachliche des Schnees werde ich unten zurückkommen.

Das *Marmar* unseres Liedes ist unmittelbar identisch mit gr. μάρμαρος „schimmernd, leuchtend", was gleichfalls weiter unten näher erörtert werden wird. Daraus folgt dann, dass für den altlateinischen Text unseres Liedes der Vokativ *Marmare* statt des überlieferten *Marmar* herzustellen ist, entsprechend dem bei Plautus ja noch oft genug belegten *puere* für späteres *puer.*

Der vorstehende Satz ist ein vollständiger, es fehlt ihm kein Satzteil mehr, und es muss daher mit dem *sers* ein neuer Satz beginnen. Auch er kann einen Imperativ enthalten, das *incurre,* denn ein Infinitiv *incurrere* ist, nachdem

das *sers* als *siris* gefallen, wenig wahrscheinlich. Die zur Vervollständigung des Satzes zu erwartenden Satzteile sind der Name einer Gottheit im Vokativ und eine Örtlichkeit, auf welche das *incurre* sich bezieht. Beides ist mit einer ganz geringen Änderung aus dem *sers* zu gewinnen. In der Kursiva jener Zeit sind *r* und *a* ungemein ähnlich und ich sehe daher in *sers* eine Verlesung aus *seas*. Dies aber zerlege ich weiter in *sea s* und hierin sehe ich ein *Seia sa*. Die *Seia* ist die Göttin des Säens, welche wir aus den Indigitamenten (cf. Preller, röm. Myth. II[3], 223) kennen. Die Schreibung *Sea* für *Seia* ist die der Vulgärsprache unserer Zeit entsprechende (cf. Corssen, Ausspr. I[2], 308). Das *sa* aber ist der auf *arva* bezügliche neutrale Pluralakkusativ des altlateinischen Pronomens, von dem uns andere Kasus in den Formen *sum, sam, sas* (cf. Neue, lat. Formenlehre II[1], 141) erhalten sind. Das *incurrere* ist hier als Transitivum mit dem Akkusativ *sa* = *arva* verbunden. Das findet sich neben der Konstruktion mit dem Dativ oder mit *in* und dem Akkusativ auch später noch (cf. Draeger, hist. Synt. I[1], 349). Was die Bedeutung anlangt, so fehlt natürlich dem *incurrere* in unserem Liede jede Spur des Gewaltsamen, wie es das spätere *incurrere,* insbesondere als militärischer Terminus, an sich trägt, es ist vielmehr nichts anderes, als ein *celeriter intrare, celeriter ingredi,* und es steht ein *incurrere arva* in einer Linie mit Wendungen, wie *ingreditur colles* (Ov. met. 14, 846), *priusquam hostium intraret agrum* (Liv. 34, 26, 9). Wir haben somit den Satz gewonnen *Seia sa incurre* „Seia betritt sie (die Fluren) schnell!“ oder „eile auf sie hin!“

Das nun folgende Stück des Liedes zeigt deutlich sogleich wieder den Imperativ *inple*. Hierzu ist, um den Satz zu vervollständigen, zunächst ein Objekt zu erwarten. Dies ist das von dem bisherigen *incurrere* nach meiner Deutung abgetrennte *re*. Diese Form steht nach der Aussprache jener Zeit für *rem* geschrieben (cf. Corssen, Ausspr. I[2], 273). Dies *res* aber bedeutet „Reichtum, Vermögen“, wie auch später noch

oft (Stellen zahlreich in den Wörterbüchern). Dass gerade dies die Grundbedeutung des Wortes sei, wird sich weiter unten ergeben. Als sich später die Bedeutung verallgemeinerte, wurde diese spezielle durch den Zusatz *familiaris* markiert. Unser Lied hat noch die alte Bedeutung des Wortes, selbstverständlich ohne das *familiaris*. Dies *rem imple* heisst also „Reichtum fülle ein (sc. *arvis* oder *nobis*)". Die Konstruktion von *implere aliquid alicui rei,* wie ich sie für unser Lied angenommen habe, ist später, soweit ich sehe, nicht mehr nachzuweisen. Hier herrscht nur *implere aliquid aliqua re.* Aber nach der Analogie von *donare* und besonders dem gleichfalls mit *in* zusammengesetzten *impertire* kann nicht bezweifelt werden, dass auch jene andere Konstruktion dereinst Geltung gehabt habe, und da „etwas einer Sache einfüllen" ohne Zweifel sinnlicher und ursprünglicher ist, als „etwas mit einer Sache füllen", so ist gerade die erstere Konstruktion unserem alten Liede durchaus angemessen. Will man aber das nicht zugeben, so kann auch das *re* als Ablativ bleiben, und man hätte dann die Konstruktion *re inple* (sc. *arva* oder *nos*), was sachlich dasselbe wäre. Ich persönlich halte aber die erstere Konstruktion für die vorzuziehende. Die Schreibung *inple* für zu erwartendes *imple* lässt verschiedene Erklärungen zu. Es kann entweder von alter Zeit her diese Schreibung religiose weitertradiert sein, oder aber die Schreiber hielten das Wort *in* für die selbständige Präposition, indem sie, wie viele unserer modernen Interpreten, in *in pleores* zerlegten. Weiter ist nun zu dem *inple* wieder ein Gottesname im Vokativ zu erwarten, der nach Lage der Sache nur in dem *ores* liegen kann. Ich halte dies *ores* zunächst für die vulgäre Schreibung statt *oris* (cf. Corssen, Ausspr. II^2, 331 sq.), wie ja die eine Wiederholung des Textes sogar noch liest, und dies *oris* dann weiter für verlesen infolge der Kursiva, und zwar aus *opis.* Beide Formen sind einander in kursiver Schrift sehr ähnlich. Das Wort *ops,* mit dem der Name der Göttin natürlich identisch ist, wird im späteren Latein allerdings als konsonantischer Stamm behandelt, aber

wir sind nicht ohne Anzeichen dafür, dass es dereinst ein i-Stamm war. So hat bei Varro, l. l. V. §. 141. der Florentinus *ab opi* und K. O. Müller hat es daher mit Recht in den Text genommen, den Akkusativ *Opim* bietet Ovid. met. 9, 498, den Nominativ *Opis* haben Plaut. Bacch., 893, Hyginus fab. 130, und Paul. 187. Mü. Damit ist die sprachliche Berechtigung, ein *Opis* auch für unser Lied anzusetzen, dargethan. Dass aber die „Reichtum spendende" Opis auch sachlich passt, liegt schon in ihrem Namen. Über weitere sachliche Beziehungen wird später gehandelt werden.

Bei dem nun folgenden Satze kommen als Imperative zwei Formen in Frage, *fu* und *fere*. Für erstere hat sich die Vulgata mit ihrem *satur fu* „sei satt" entschieden, *fere* hat als Imperativ nur Probst in Anspruch genommen. Dass der Vokativ von *fuo* als *fue* erscheinen müsste, ist kein Gegengrund gegen *fu* „sei", denn *fue* könnte im Laufe der Tradition sehr wohl zu *fu* verschmolzen sein, aber es stehen sachliche Gründe dem *fu* „sei" entgegen. Ein Satz „sei satt, wilder Mars" passte zur Not in den Zusammenhang, so lange man in unserem Liede den Mars als Abwehrer einer Seuche sah. Es passte freilich auch da nur zur Not, aber es gab doch halbwege einen Sinn. Im Zusammenhange aber des bis jetzt erschlossenen Teiles unseres Liedes giebt es einen solchen nicht mehr. Wohl aber hat das *fere* in einem Arvalliede, wo sicher um die fertilitas arvorum gebeten wurde, von Hause aus eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich. Die Erhaltung des schliessenden *e* macht keine Schwierigkeiten. Dass die Formen *fer, fers, fert* etc. ohne Bindevokal, wie man zu sagen pflegt, gebildet seien, ist ein Mythus. Die oft genug belegten Formen *dice, duce, face* für *dic, duc, fac* und mehr noch das *inger* bei Catull. 27, 2. für *ingere* zeigen deutlich genug den wahren Sachverhalt, dass nämlich *fer* aus *fere* (und ebenso *fers* aus *feris* etc.) erst entstanden sei. Dass uns die Form *fere* sonst niemals belegt ist, ändert an diesem Sachverhalt nichts. Wenn freilich Probst (2, 169.) die Erhaltung des *-e* in unserem Liede auf die Betonung *feré* zurück-

führen will, so glaube ich das allerdings nicht (auf die Metrik des Liedes komme ich unten zurück), sondern sehe den Grund vielmehr darin, dass schon die Alten, wie die Mehrzahl unserer modernen Interpreten, in dem *fere Mars* ein „o wilder Mars!“ sahen, denn irgend einen Sinn mussten sie sich bei den Worten doch denken. Ist nun *fere* der Imperativ, so haben wir zunächst nach dem Objekt zu suchen. Nach der Analogie des *re(m) inple* verfällt man auf *fu.* Natürlich würde dies dann für *fum* stehen müssen. Dies *fum* aber lässt sich in der That als ein altes lateinisches Substantivum mit voller Sicherheit erklären. Wie *jūs, crūs* etc. im Lateinischen zunächst aus **jovos, *crovos* kontrahiert sind, wie gr. πλοῦς, νοῦς als πλόϝος, νόϝος, so dies *fum* aus *fovom,* Nominativ also *fovos*, wie πλόϝος und νόϝος. Dies *fovos* würde, wie gr. πλόϝος zu πλέϝω, zu einem Verbum **fĕvo* gehören. Dasselbe ist nicht mehr belegt, lebt aber in seiner Ableitung *fē-cundus,* welche sich zu ihm verhält, wie *jū-cundus* zu *jŭvo,* Wie aber von gr. νόϝος nun weiter νοϝέω herkommt, so nun vom lat. **fovos* das abgeleitete Verbum *foveo.* Und eine dritte Ableitung haben wir in dem *fuma* „terra“ der Glossen (cf. G. Loewe, Prodr. 106. 426.), welches somit als ganz richtig sich herausstellt. Diese verwandten Wörter genügen auch, um mit voller Sicherheit die Bedeutung von **fovos* zu erschliessen. Dieselbe ergiebt sich als „Fruchtbarkeit, Wachstum, Gedeihen“. Damit steht auch *foveo* nicht in Widerspruch. Denn die ursprüngliche Bedeutung von *fovere* ist natürlich nicht „wärmen“ oder gar das medizinisch-technische „bähen“, sondern allgemeiner „gedeihen machen“.

Damit ist also ein altes **fovos* „Wachstum“ als dereinst im Latein vorhanden gewesen sicher nachgewiesen, das Recht aber, obsolet gewordene Wörter für die Erklärung eines so alten Denkmals, wie unser Lied es ist, anzunehmen und sie wieder zu erschliessen, wird wohl niemand in Frage stellen wollen.

Weiter haben wir nun wieder den Gott zu suchen, der „Fruchtbarkeit bringen“ soll. Sein Name steckt in dem *Satur.*

Dies ist der ältere Name des Gottes *Saturnus*. Schon etr. Fo. u. Stu. III, 21. habe ich kurz angedeutet, dass *Saturnus* von *Sator*, wie die ältere Form statt *Satur* lauten muss, abgeleitet sei, und dass dies *Sator* weiter für *Sautor*, *Savetor* stehe. (Auf die Einwände Jordans und Gruppes komme ich unten zurück.) In unserem Liede haben wir nun die dort nur erschlossene Form *Sator* noch direkt erhalten. Das *u* statt *o* in der Endung kann Verdumpfung des Vulgärdialekts oder aber eingetreten sein, indem man schon im Altertume, wie die Mehrzahl der modernen Interpreten, darin das Adjektiv *satur* „satt" sah.

Die parallel gebauten soeben behandelten beiden Anrufungen heissen also: *rem inple, Opis! Sator, fum fere!* „Reichtum fülle ein, o Opis! Sator, bringe Gedeihen!" Es gereicht mir zu ganz besonderer Genugthuung, hier Herrn Professor Jordan einen Ersatz dafür bieten zu können, dass ich in der sogenannten Duenos-Inschrift den Saturnus und die Ops zur Thür hinausgebracht habe (cf. Jordan, quaest. roman. subsic. 10), indem ich ihm die beiden Gottheiten hier, wo sie hingehören, wieder zur Thür hineinführe.

Wichtiger freilich ist noch ein anderes, was sich aus dem Nachweise der Ops in unserem Liede ergiebt, der Grund nämlich, weshalb man bei der Herstellung des Kultes grade den Hain der Dea Dia zum Schauplatz desselben erwählte. Dieser Grund liegt darin, dass die Dea Dia und die Ops identisch sind. Das nahm nach sachlichen Indizien schon Preller (röm. Myth. II^3, 26) an, es lässt sich aber auch sprachlich nachweisen, welchen Nachweis ich weiter unten bei Betrachtung der in unserem Liede erscheinenden Gottheiten erbringen werde.

Nunmehr kommen wir an das berühmte Stück *marslimensalistaberber*. Hier ist scheinbar alles in Ordnung. Wenn es heisst: „Mars, spring auf die Schwelle; steh, grimmer", so ist alles vorhanden, was nach meiner obigen Auseinandersetzung (pag. 24) zu erwarten steht, Imperative und Gottesname im Vokativ. Und doch ist alles nur Schein und Blendwerk. Zunächst kommt der Mars in unserem Liede

gar nicht vor und kann nicht vorkommen aus Gründen, die sich unten bei der Betrachtung der in dem Liede genannten Göttergestalten ergeben werden.

Aber auch das folgende *limen* ist falsch überliefert. Ein *limen sali* giebt keinen Sinn, weder grammatisch, noch auch sachlich, was beides schon Jordan (krit. Beitr. 201. 208) treffend gezeigt hat. Es ist also die fragliche Stelle unseres Textes falsch überliefert. Die Herstellung ergiebt sich leicht. Es liegt ein blosser Lesefehler vor, wieder veranlasst durch die Kursiva und unterstützt durch die Vorstellung der späteren Zeit, dass Mars ein Feldgott sei. Statt *marslimen* ist zu lesen *maxsumen* und dies ist in *maxsume in* aufzulösen, eine Vokalverschleifung, deren Annahme nicht das geringste Bedenken gegen sich hat und wie wir sie ähnlich auch in dem *seasin* für *sea sa in* oben bereits fanden.

Dass man noch bis in die christliche Zeit *xs* für *x* schrieb, ist aus Corssen Ausspr. I^2, 297 zu ersehen. Und gerade unser Wort findet sich als *Maxsima* in der späten Inschrift IRN. no. 3281. Eben dieselbe Inschrift bietet aber auch die Form *miserr u mum* und beweist damit, das auch das *u* des Superlativsuffixes bis in jene späte Zeit geschrieben wurde. Dass überhaupt Götter von den Alten als *maximus* bezeichnet wurden, ist an dem *Juppiter optimus maximus* zur Genüge zu sehen. Hier bezieht sich die Anrede *maxsume* auf den Sator, was seiner sachlichen Seite nach weiter unten zur Erörterung kommen wird.

Es bleibt das *(i)nsalistaberber* zu betrachten übrig. Hier könnte an sich sowohl das *sali*, wie das *sta* der zu erwartende Imperativ sei. Zwei Imperative anzunehmen, wie dies die Vulgärinterpretation in verschiedener Weise thut, ist misslich. Der Aufbau der bisher enträtselten Teile des Liedes spricht entschieden dagegen. Wenn man aber zwischen *sali* und *sta* als Imperativ zu wählen hat, kann kein Zweifel sein, dass man sich für *sta* zu entscheiden habe. Diese Form kann, immer die Richtigkeit der Überlieferung vorausgesetzt, nur Imperativ sein, *sali* hingegen kann auch noch manches andere

sein, sofern es ja nicht bloss von *salire*, sondern auch von *sal* und *salum* herkommen kann. Und diese Annahme führt auch zu einem trefflichen Sinn. Das *in sali sta* ist als *in salis sta* zu fassen. Der Wegfall des *-s* kommt auf Rechnung der Vulgärsprache jener Zeit (cf. Corssen, Ausspr. I^2, 292) und hat hier in unserem Liede noch seinen besonderen Grund darin, dass auf das auslautende *s* von *salis* unmittelbar das anlautende *s* von *sta* folgte. Zwei ähnliche Fälle aus älterer Zeit habe ich altital. Stud. I, 16. besprochen. In diesem *in salis sta* nun gehört *in* zu *sta*, es ist also das Ganze = „insta salis". Dass auch das alte Latein, gleich dem alten Griechisch, die Tmesis der Präposition kannte, zeigen bekannte plautinische Beispiele, wie *ibo intro* (Amph. 1007. Fl.); *intro ego hinc eo* (ibid. 1039. Fl.); *i, puere, prae* (pseud. 170. Fl.). Wollte man einwenden, *intro* und *prae* seien hier Adverbien, so wäre das zwar kein Gegengrund, denn alle Präpositionen fungieren im Verbalkompositum als Adverbien, aber für diesen Fall wäre an Schreibungen zu erinnern, wie in der lex Julia municipalis (CIL. I, 206) das *ab juraverit* (113), *ad tributus erit* (43), *in aedificatum* (70), *ob venerit* (21), oder wie das *in doucebamus* in der epistula ad Tiburtes (CIL. I, 201, 6). Dies *in salis sta* übersetze ich nun „widerstehe dem Wogenschwall." Was die Bedeutung des *instare* und seine Konstruktion anlangt, so liegen Beispiele, wie *instare cedentibus, fugientibus, perculsis* ziemlich nahe, doch ist hier das *instare* offensiver, als in dem *in salis sta* unseres Liedes, welches eher dem defensiv gefärbten *obstare* der späteren Zeit entspricht. Auch *resistere* liegt in der Bedeutung sehr nahe. Diese geringe Nüance anzunehmen, ist ohne Bedenken, denn an sich liegt ja in der Präposition *in* nicht mehr Offensive, als in *ob*, wie denn z. B. ja *offendo* selbst genau so offensiv ist, wie *infensus*. Es hat also ein *in salis sta* „stehe entgegen dem Wasserschwall" nichts Bedenkliches.

Das Wort *salum* bezeichnet im späteren Latein gewöhn-

ich das Meer, und zwar speziell die weite, wogende See, aber auch die Strömung eines Flusses, wie in dem Satze *saevit enim majore salo* (Stat. Th. 10, 867). Darnach wird man schliessen dürfen, dass das Wort ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung gehabt habe. Ich habe es daher durch „Wasserschwall" wiedergegeben. Was speziell unser Lied darunter verstehe, wird sich unten ergeben.

Zu der Bitte *in salis sta* fehlt uns jetzt nur noch der Name des angerufenen Gottes. Dafür ist nur noch das *berber* übrig, und so haben ja denn auch die meisten Interpreten hierin die Bezeichnung eines Gottes gesehen. Die Form *berber* ist natürlich falsch. An griech. βάρβαρος darf man bei einem so alten Denkmal nicht denken, und in echt lateinischen Wörtern ist *b* kein ursprünglicher Anlaut. Es steht entweder für *p* oder für *gv* und *dv*. Ein *perper, gvergver,* oder *dverdver* aber braucht man nur zu lesen, um ihre geringe Wahrscheinlichkeit zu sehen. Wenn nun aber *berber* nicht die richtige Form ist, so kann die Unrichtigkeit entweder die Kursiva oder die Vulgärorthographie als Quelle haben. Die in der Kursivschrift dem *b* ähnlichen Buchstaben sind *d*, *p* und bisweilen auch *a*. Ein *derder* und *perper* giebt gar keinen Sinn, und auch ein *aeraer* ist schwerlich das Rechte. Es müsste dies doch wohl in *aer aer* zerlegt werden, so dass man darin einen Gott Ἀήρ sähe. Aber einerseits ist ein solcher nicht bekannt, und andrerseits ist das Wort griechisch und daher für unser Lied so wenig zu verwenden, wie βάρβαρος. Es bleibt also zur Erklärung des *berber* nur die Vulgärorthographie übrig. Diese giebt uns aber auch sofort das Richtige. In der Vulgärorthographie der Kaiserzeit schrieb man *b* für *v* (cf. Corssen Ausspr. I ^{2}, 131 sq.), und das ergiebt also für *berber* ein ursprüngliches *Verver*. Dies ist an sich eine menschliche lateinische Form, und dass sie auch sachlich genau passt, wird sich weiter unten zeigen. In unserem Liede ist natürlich für den Urtext der Vokativ *Ververe* statt *Verver* herzustellen, wie oben (pag. 26) *Marmare* statt *Marmar*.

Das nun folgende Stück des Liedes *semunisalterneiadvocapitconctos* bildet ein Ganzes. Das richtige Verständnis desselben ist bedingt durch das richtige Verständnis des *advocapit,* denn hierin steckt zweifellos das Verbum, und erst, wenn wir dieses sicher haben, lässt sich die Konstruktion der übrigen Satzteile bestimmen. Die Vulgata fasst es als eine Futurform non *advoco,* teils als für *advocabitis* stehend, teils aber gar als für *advocabite,* was ein Imperativus Futuri sein soll!! Von einer Besprechung dieser letzteren Form kann ich wohl Abstand nehmen, aber auch jene erste Erklärung ist einfach unmöglich, und zwar wegen des *p.* Bücheler hat zwar an umbr. *p* für *b* erinnert und an altlat. *Alixenter,* Jordan an das *cupat* der faliskischen Ziegel und an das „angebliche" sabinische *alpus.* Das alles ist absolut unzutreffend. Die Form *Alixenter* ist pränestinisch (cf. altital. Stud. I, 17), *cupat* faliskisch. Beide Dialekte stehen unter dem Einfluss etruskischer Lautbehandlung, so dass bekanntlich Corssen einen eigenen faliskisch-etruskischen und pränestinisch-etruskischen Dialekt statuieren wollte. Damit ist es nun freilich nichts, aber der Einfluss des Etruskischen auf den latinischen Dialekt der genannten beiden Städte lässt sich nicht wegdisputieren, und eben auf seine Rechnung kommt der Wandel der Media in die Tenuis, so dass also daraus für das Altlateinische nichts bewiesen wird. Ebenso wenig beweist für dasselbe natürlich ein Lautwandel im Umbrischen und Sabinischen. Jordan nennt zwar das *alpus* „angeblich" sabinisch, aber es wird von Paulus als solches bestimmt bezeichnet. So lange nicht das Gegenteil sicher bewiesen ist, wird man ihm glauben müssen, und so lange beweist eine sabinische Form nichts für das Altlateinische. Man wird also ein altlateinisches *advocapit* für *advocabit* als überhaupt möglich in Abrede stellen müssen. Nun bliebe freilich eine andere Möglichkeit. In der Kursiva sind *p* und *b* öfter einander ähnlich, und so könnte man das *advocapit* auf ein verlesenes *advocabit* zurückführen. Aber auch diese Annahme führt zu

Schwierigkeiten, und zwar sachlichen und sprachlichen. Wer soll sachlich das Subjekt zu *advocabit* sein? So lange man das Gebet als im wesentlichen an den Mars gerichtet ansah, konnte man ja an diesen denken. Nach meiner Deutung kommt er aber in dem Liede gar nicht vor, und wen von den Göttern Marmaros, Seia, Opis, Sator, Ververos soll man sich nun als Subjekt aussuchen? Oder soll der Priester das Subjekt sein? Warum denn nur einer von den zwölf Arvalen? Und was fangen wir sprachlich mit dem *alternei* an neben einem singularen Verbum? Allen diesen Schwierigkeiten entgeht man mit einem Schlage, sobald man das *advocapit* in *ad vo capit* zerlegt und dies als *ad vo(s) capit(e)* auffasst. Der Abfall des schliessenden *s* ist der Vulgärorthographie gemäss, wie oben in *sali* für *salis,* und die Annahme, dass in *capit* für *capite* das kurze unbetonte *e* der nicht mehr verstandenen Form abgefallen sei, ist angesichts Formen, wie *tribunal* für *tribunale, calcar* für *calcare, volup* für *volupe, facul* für *facile* etc. wohl nicht zu kühn, wird ja überdies auch von der Vulgärinterpretation, wonach *advocapit* gleich *advocabite* sein soll, angenommen.

In diesem *ad vos capite* haben wir nun zunächst dieselbe Tmesis, wie soeben in dem *in salis sta.* Es ist also das *ad capite* das spätere *accipite.* In unserem Liede hat es den Sinn des *hospitaliter accipere,* wofür die Belegstellen in den Wörterbüchern zahlreich zu finden sind. Das eingeschobene *vos* ist Vokativ, wie er analog beim Imperativ sich findet in plautinischen Wendungen, wie *abi tu sane superior* (stich. 700. Fl.); *si quidem mihi saltandumst, jam vos date bibat tibicini* (ibid. 757. Fl.); *tene tu hoc* (ibid. 762. Fl.); *intro hinc abeamus nunc jam — — — vos, spectatores, plaudite* (ibid. 774/75. Fl.). Diese Beifügung des Pronomens erfolgt gemeiniglich, wie ja auch vorstehende Beispiele erkennen lassen, dann, wenn Personen im Gegensatz stehen, also analog der sonstigen Anwendung der Personalpronomina. Ein solcher Gegensatz ist daher auch in unserm Liede anzunehmen. Und er ist auch in der That vorhanden. Alle vor-

hergehenden Imperative wenden sich an die Götter, das *ad capite* hingegen an die Gebetsgenossen.

Die weitere Darlegung über diesen Punkt verschiebe ich noch und stelle erst die weitere Konstruktion des Satzes fest. Als Objekt oder zum Objekt gehörig ergiebt sich ohne weiteres das *conctos*, und von ihm aus gelangt man auch leicht zu dem *Semunis* als dem Objekte selbst. Das *u* dieser Form statt *o* ist wohl dadurch entstanden, dass man wegen des *alter* von *alternei* in dem *unis* eine Form von *unus* zu finden glaubte. Das pälignische *Semunu* der Inschrift von Corfinium darf man zur Erklärung natürlich nicht heranziehen. Das nun noch übrig bleibende *alternei* bezieht sich auf das *vos*. Damit ist also Sinn und Konstruktion auch dieses Satzes klar gestellt. Derselbe heisst: *Semonis alternei ad vos capite conctos!* „ihr nehmt die Semonen alle abwechselnd auf!"

Das *e, nos, Marmor, juvato* ist an sich klar, nur wird man statt *Marmor* vielmehr ohne Lautschwächung und mit der alten Vokativendung (cf. oben pag. 26) *Marmare* zu lesen haben.

Das *triumpe* halte ich im Einklange mit Jordan (Top. 1, 1, 275; krit. Beitr. 210) für dem Liede ursprünglich nicht angehörig. Ja, ich glaube sogar, dass der Ursprung dieses *triumpe* sich noch nachweisen lässt. Aus Varro (l. l. 6, 68. Mü.) wissen wir, dass die einen triumphierenden Feldherrn begleitenden Soldaten ihm während des Zuges auf das Kapitol die Worte *io triumphe!* zuriefen, und aus Horaz (od. 4, 2, 49 sq.) sehen wir, dass das auch im Augusteischen Zeitalter noch Mode war. Es liegt ausserordentlich nahe, zu vermuten, dass von diesem Gebrauche her das *triumpe* erst verhältnismässig spät unserem Liede angefügt sei, vielleicht sogar erst bei der Wiederherstellung des Arvalenkultes unter Augustus. Der Gebrauch der lateinischen Tenues an Stelle der Aspiraten reicht, wie die Beispiele des CIL. I. zeigen, so ziemlich bis gegen das Ende der republikanischen Zeit. Jedenfalls lässt sich annehmen, dass man unter Augustus sich der älteren Form *triumpe* statt *triumphe* noch erinnerte und

gerade um ihrer Altertümlichkeit willen ihr in unserem Liede den Vorzug gab. Der Zweck der Hinzufügung aber war wohl der, dass die Arvalbrüder nach dem Rhythmus dieses (übrigens ja beliebig wiederholungsfähigen) *triumpe* die Tripodation ausführen sollten, was sie vielleicht nach dem Rhythmus des eigentlichen Liedes nicht mehr fertig brachten, und was vielleicht mit dadurch hervorgerufen sein mochte, dass man die Form *triumpe* für sprachlich verwandt mit *tripodare* hielt.

Auf Grund der vorstehenden Interpretation stelle ich nun den Text im Zusammenhange, so wie seine Übersetzung hier zusammen, und zwar gebe ich den Text in altlateinischer Form (nicht Orthographie), d. h. in derjenigen Form, die uns in den ältesten Inschriften noch thatsächlich vorliegt. Hierbei sind wegen des *in salis sta* und des *ad vos capite* auch bei den übrigen Verbalkompositis die Präpositionen abzutrennen. Dieser Text liesse sich ja an sich in noch älterer Gestalt geben, indem man z. B. statt *Sautor* noch *Savetor*, statt *incurre* noch *eni querne* u. s. w. herstellte, aber es scheint zweckmässig, hier nicht über die direkt belegbaren Sprachgestalt hinauszugehen. In dieser nun lautet das Lied: *e, nos, Laseis, jovate! nived lue arva, Marmare! Seia, sa en corre! rem en ple, Opis! Sautor, fovom fere, maxume! en saleis sta, Ververe! Semoneis alternei ad vos capite counctos! e, nos, Marmare, jovatod!*

Und dies heisst zu Deutsch:

„He, uns, ihr Lasen, helfet! vom Schnee befreie die Fluren, o Marmaros! Seia, eile auf sie hin! Reichtum fülle ein, Opis! Sautor, Gedeihen bringe, du Höchster! Stehe entgegen dem Wasserschwall, o Ververos! Die Semonen nehmet auf, ihr, wechselweise die gesamten! He, uns, o Marmaros, hilf!“

In dieser Deutung hat das Lied einen durchaus logischen und sachgemäss fortschreitenden Inhalt. Es beginnt mit einer Anrufung der Laren. Die Laren sind Genien niederen Ranges, deren Schutze allerhand Örtlichkeiten anvertraut sind. Trotzdem uns *Lares agri* bestimmt belegt sind (*vos quoque*

felicis quondam, nunc pauperis agri custodes, fertis munera vestra, Lares — Tib. 1, 1, 19 sq.), so haben doch einzelne Interpreten allerhand Ansichten zu Tage gefördert, nach denen hier die Laren die Hausgötter sein sollen. Das ist natürlich alles abzuweisen, und die Lases sind hier nichts anderes, als die *custodes agri* des Tibull, wie denn Jordan (Vesta und die Laren, 18) mit Recht sie als ursprüngliche Flurgötter hingestellt hat. Mit ihrer Anrufung als der Flurgötter im allgemeinen beginnt naturgemäss das Lied und wendet sich sodann den höheren Gottheiten zu, deren jede eine besondere Aufgabe in Bezug auf die *arva* zu erfüllen angegangen wird. Zuerst wird Marmaros, der „leuchtende" Sonnengott, angerufen, dass er die Fluren vom Schnee befreie. Wer dächte nicht an Goethes „Vom Eise befreit sind Ströme und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick", und „die Sonne duldet kein Weisses". Das befreite Feld betritt Seia, die Göttin des „Säens". Unter ihrem Schutze, den er naturgemäss zunächst anruft, „dem dunkeln Schoss der heil'gen Erde — vertraut der Sämann seine Saat und hofft, dass sie entkeimen werde zum Segen". Um diesen Segen bittet er das Götterpaar Ops und Saturnus. Und von diesen Göttern geschützt und gesegnet, „keimt lustig die köstliche Saat". Aber noch droht ihr Gefahr. „Aestatis initium tempestates atque imbres secum ferre eo perspicitur, quod a. d. III. id. Maias, quo die aestatis initium fasti Romani habent, Pleiades oriuntur, a. d. IX. cal. Junias Canis, a. d. VI. cal. Junias Hyas, a. d. IV. non. Junias Hyades quae omnia sidera imbres ventosque excitare vulgo dicebantur" (Corssen, orig. poes. rom. 91) Und um Abwehr dieser *imbres,* des „Wasserschwalls" *(sala)* wird Ververos angerufen. Aber die älteste Religion zeigt überall die Auffassung eines Wechselverhältnisses zwischen Mensch und Gottheit. Für die Gaben der Götter ist der Mensch auch seinerseits zu Gaben verpflichtet, und jene erlangt er nur, wenn er seinerseits allen Pflichten gegen die Götter nachgekommen ist. Darum heisst es auch in dem Catonischen Marsgebet ausdrücklich: Mars pater, te precor

quaesoque, uti sies volens propitius . . ., quoius rei ergo agrum terminum fundumque meum suovetaurilia circumagi jussi. Hier ist das Verhältnis der Gegenseitigkeit sehr bestimmt ausgedrückt. Dem entsprechend zeigt denn auch unser Lied in seinem zweiten Teile die Aufforderung an die Opfergenossen, alle Saatgötter, denn dass die Semonen dies sind, hat Jordan (krit. Beitr. 206) durchaus richtig gesehen und begründet, d. h. also die Lases, den Marmaros, die Seia, die Ops, den Saturnus und den Ververos, gastlich (d. h. mit Opfern) bei sich aufzunehmen, und zwar alternierend, sofern die fratres Arvales eine festgeschlossene Genossenschaft sind, von denen jeder die Gesamtheit vertritt, und das sollen sie eben abwechselnd thun. Mit einer Schlussanrufung des zuerst genannten Einzelgottes, des Marmaros, schliesst das Lied.

Man wird zugeben müssen, dass die vorstehende Deutung des Liedes auch sachlich allen Anforderungen entspricht, die man an eine solche zu stellen hat. Nur an dem „Schnee“ könnte man Anstoss nehmen wollen bei einer Feier, die, gleichviel, ob nun das Maifest der Arvalen mit den Ambarvalien eins sei, oder nicht, in den Mai fiel, und zwar in die letzten Tage des Mai. Aber das ist doch kein stichhaltiger Gegengrund gegen meine Deutung. Zunächst wissen wir doch nur, dass nach seiner Wiederauffrischung in der Kaiserzeit das Arvalenfest in diese Zeit fiel. Über die echte alte Feier wissen wir in bezug auf ihre zeitliche Lage genau so wenig, wie über die Art und Weise ihres Begängnisses. Es kann also die alte Feier sehr wohl in einer früheren Jahreszeit gelegen haben und erst später, vielleicht eben der Ambarvalien wegen, sofern sie von diesen verschieden war, in die gleiche Zeit mit diesen gelegt sein. Das sind lauter Dinge, über die wir nichts wissen, und wenn wir eben die Zeit der alten Arvalenfeier nicht wissen, so kann man auch an dem „Schnee“ keinen Anstoss nehmen. Aber es kommt noch eins hinzu. Das Lied weist auf eine Zeit zurück, wo die Italiker noch viel weiter nördlich, also unter anderen klimatischen Verhält-

nissen wohnten. Diese Thatsache ergiebt sich aus folgenden Gründen.

In unserem Liede wird der Gott Sautor mit dem hervorhebenden Prädikate *maxume* angerufen. Diese Auszeichnung wird immer nur dem Gotte zu Teil, den man in der That als den höchsten ansah. Das zeigt uns das *Juppiter optimus maximus*, aber es ist auch ohne das selbstverständlich. Wie kommt es nun, dass unser Lied grade den Sautor als den Hauptgott hinstellt? Es ist ein Gesetz der Mythologie, dass ein Volk unter den ererbten Göttergestalten stets diejenige an die Spitze stellt, welche nach den klimatischen Verhältnissen des betreffenden Landes und den dadurch bedingten Lebensverhältnissen des Volkes selbst thatsächlich als die wichtigste erscheint. So ist im Ṛgveda zweifelsohne der Gewittergott Indra, der die Dämonen der Dürre bekämpft, die Hauptfigur. So ist bei Griechen und Römern dem „ewig lachenden Himmel des Südens“ entsprechend, der „leuchtende“ Himmelsvater Ζεύς, Juppiter, dem freilich auch einige Attribute des Gewittergottes beigegeben sind, der Hauptgott geworden, während er den Indern als Diauṣ pitar, den Germanen als Týr, Tiu, Zio wohl auch bekannt ist, aber bei beiden eine durchaus untergeordnete Rolle spielt. Und ebenso ist in dem „sturmreichen“ (ventosa) Germanien der „Sturmgott“ Wodan an die Spitze getreten, während der entsprechende indische Vāta nur eine Gottheit niederen Ranges ist. Nach eben diesem Gesetze haben wir es nun auch zu erklären, dass der in Indien nur einen mittleren Rang einnehmende Savitar in unserem Liede in die erste Stelle gerückt ist. Die Inder des Ṛgveda sind im wesentlichen Viehzüchter, die Italiker des Arvalliedes sind Ackerbauer. Schon dadurch wird die Stellung des „Wachstum bringenden“ Gottes gehoben. Aber noch mehr. Unter den „Saatgöttern“, den Semonen, ist er in der That auch sachlich der zum Hauptgott am meisten geeignete. Seia und Ops kommen als Göttinnen nicht in Betracht, Marmaros und Ververos aber werden nur um Abwehr von Übeln gebeten und ihre Thätigkeit

ist eben darum nur eine negative. Sautor aber hat eine positive Aufgabe, er ist es, der der im Acker ruhenden Saat „Wachstum bringt“ (das *fovom fere* des Liedes), von ihm hängt das Gedeihen derselben ab und damit die Wohlfahrt des ganzen Volkes. Kein Wunder also, dass er der Hauptgott ward.

Aber gerade der Umstand, dass er es ward, eröffnet uns nun noch die oben berührte weitere Perspektive in Bezug auf Zeit und Ort der Entstehung unseres Liedes. Bekanntlich wirken neue Impulse stets am stärksten, und von diesem Gesichtspunkte aus gewährt uns das *maxume* unseres Liedes einen Anhalt für die Entstehung dieses letzteren selbst. Sie fällt in die Zeit, als die Italiker eben von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen waren und nun, noch unter dem vollen und frischen Eindruck dieser neuen Lebensverhältnisse, zu dem „Wachstum bringenden“ Sautor um Gedeihen für ihre Saaten flehten. Nun aber finden wir bereits bei den „Italikern in der Poebene“ (cf. Helbig l. c. 16.) als wichtigste Nahrungsquelle neben der Viehzucht einen, wenn auch immerhin noch primitiven, Feldbau. Es steht somit nichts im Wege, die Entstehung der Urform unseres Liedes in diese Zeit zu verlegen, und dass sie wirklich in diese Zeit fiel, das zeigt eben die Anrede *Sautor maxume*. Er ist noch der Hauptgott des Arvalliedes. Später als die Italiker südwärts rückten, in das Land des „ewig blauen Himmels“, da ward Juppiter ihr Hauptgott, aber die Erinnerung an die alte Zeit ist keineswegs erloschen, die *regna Saturnia* „das goldene Zeitalter“, die *arva Saturnia* als Bezeichnung Italiens, die *gens Saturnia* als solche für die Italiker weisen deutlich genug auf diesen früheren Zustand zurück. Wenn aber die Entstehung des Liedes so in eine Zeit fällt, als die Italiker noch in den Terremare sassen oder vielleicht gar noch weiter nördlich, dann ist auch die Erwähnung des „Schnees“ und die Bitte an den Marmaros, das „Feld von ihm zu befreien“, kein Gegengrund gegen meine Erklärung der betreffenden Stelle des Liedes.

Mit dieser Zeitbestimmung für den Ursprung des Arvalenliedes stimmt auch der schon oben (pag. 14) berührte Umstand überein, dass die im Haine der Dea Dia gefundenen, den alten Mustern nachgebildeten Gefässe den in den Terremare gefundenen im Typus genau entsprechen.

Damit ist anscheinend die Interpretation des Liedes zu Ende, sprachlich und sachlich, aber doch eben nur anscheinend.

Ich habe mich bei der vorstehenden Darlegung auf die rein philologischen Mittel der Interpretation beschränkt und auch thatsächlich meine Resultate für mich selber auf rein philologischem Wege gewonnen. Aber andrerseits ist von vornherein zu vermuten, dass ein so altes Denkmal, wie unser Lied, auch noch Beziehungen nach rückwärts, d. h. zu den voritalischen, proethnischen Zeiten und zu den anderen Indogermanenstämmen, werde erkennen lassen, und um diese Beziehungen aufzudecken, werden wir uns an die vergleichende Sprachwissenschaft und die vergleichende Mythologie zu wenden haben. Den hohen Wert dieser Disciplinen für Aufgaben, wie die vorliegende, hat schon Preller (röm. Myth. I^3, 47) erkannt und hervorgehoben. Seine Worte sind so zutreffend, dass ich mir nicht versagen kann, sie hier wörtlich zu wiederholen. Er sagt: „Ausser den eigentlichen Studien des römischen Altertums aber sind auch die neuerdings mit so vielem Erfolge betriebenen der vergleichenden Linguistik und die der vergleichenden Mythologie für unsere Aufgabe von grosser Wichtigkeit, zumal da die Quellen sonst so spärlich fliessen und vieles Alte und Ursprüngliche, oft das Wichtigste, ohne die Hülfsmittel jener beiden vergleichenden Studien gar nicht erkannt werden kann. Das eine führt, auf die alten Wortstämme der Götternamen eingehend, zu dem Ursprünglichen der dabei zu Grunde liegenden Vorstellung, welche durch die falsche Etymologie und deutelnde Willkür der Alten oft ganz verloren gegangen war. Der andere lehrt durch Vergleichung verwandter Religionssysteme, namentlich der auch in der Sprache verwandten Völker, das in der Überlieferung des einen Volks Verdunkelte oft auf überraschende Weise aufklären".

Und so geben denn die genannten Disciplinen auch bei unserem Liede noch eine reiche Fülle von weiteren Aufschlüssen, und zwar Aufschlüssen, die nun ihrerseits wieder das auf rein philologischem Wege gewonnene Ergebnis in der erheblichsten Weise zu stützen und zu bestätigen geeignet sind.

Ich beginne die Untersuchung mit den Namen der in unserem Liede genannten Götter, und zwar führt billig der *Sautor maxumus* den Reigen. Schon altit. Stu. I, 10. habe ich es ausgesprochen, dass diese Göttergestalt in die proethnische Zeit hinüberreicht, sofern der Sautor sich in Namen und Funktion genau mit dem in Ṛgveda erscheinenden Gott Savitar deckt. Diese schon von Lassen aufgestellte Gleichung ist mehrfachen Anfechtungen ausgesetzt gewesen. Das ist insbesondere von Jordan (Observationes romanae subsicivae, Königsberg 1883) und Gruppe (Philologische Wochenschrift 1883, 169) geschehen. Jener bestreitet, dass *Saturnus* auf eine Grundform *Saveturnus* zurückgehe. Seine Gründe wiegen freilich sehr leicht. Da ich aber l. c. den Beweis nur angedeutet hatte, so will ich hier denselben in etwas ausführlicherer Gestalt geben. Für denselben haben wir auszugehen von der auf dem etruskischen Templum von Piacenza erscheinenden Form *satre,* wie dort ein Gott genannt wird. Dies *satre* ist die dem lat. *Sator* genau entsprechende etruskische Form, welche ihr Analogon an etr. *setre, seθre* = lat. *Sertor* findet, deren Identität direkt nachweisbar ist. Von diesem *Sator* ist nun das lateinische *Saturnus* nur eine Weiterbildung und zwar mit demselben Suffix, mit dem der deutsche „Sturmgott“ *Wōdan* (got. **Vodans*) vom indischen *vāta* „Wind, Windgott“ weitergebildet ist. Dass auch den Italikern diese Weiterbildung auf *-nus,* weiblich *-na,* nicht fremd war, zeigt uns die Göttin *Diana.* Die *Diana* ist niemand anders als die *Dea Dia.* Schon oben (pag. 31) ist erwähnt worden, dass die Dea Dia mit der Ops identisch sei, und weiter unten wird gezeigt werden, dass *dia* für *dīva* stehe. Dem entspricht es nun durchaus, wenn die *Diana* mehrfach in der Messung *Dīana* erscheint, was also für *Dīvana* steht (Preller, röm.

Myth. I[3], 313, not. 1, Jord.), wenn die Diana gleich der Ops, die Bezeichnung *opifera* trägt (l. c. 317, not. 1, Jord. nach der Inschrift Or. I. no. 1456, gegen deren Echtheit meines Erachtens mit Unrecht Zweifel erhoben werden), was genau dem *Romuli ... bona sospites ope gentem* (Catull. 34, 22 sqq.) entspricht, wenn die Diana in ihren ältesten Kulten als eine Göttin der Fruchtbarkeit erscheint, insbesondere der ehelichen, aber nicht bloss dieser, denn sie ist auch den späteren Dichtern noch die Göttin der Fruchtbarkeit des Feldes. Letzteres tritt besonders bezeichnend hervor in der Stelle Catull. 34, 17 sqq.: *Tu..., dea, ...rustica agricolae bonis tecta frugibus exples.* Ist es nicht, als hörte man noch das *rem en ple, Opis* unseres Liedes nachklingen! Und sollte nicht schliesslich auch die Sichel noch die Diana, gleich dem Saturn, als die Göttin des Erntesegens kennzeichnen, wenn dieselbe später auch, der griechischen Artemis zu Liebe, als die Mondsichel gedeutet wurde? Ich glaube, es ist nach allem diesen an der Deutung der Diana als Dea Dia, als Ops nicht mehr zu zweifeln. Ist das aber der Fall, dann bietet uns die Weiterbildung *Diana* neben *Dia* die genaue Parallele für die Weiterbildung *Saturnus* neben *Sator*, ja, es ist wieder sehr bezeichnend, dass grade das Götterpaar *Sator* und *Di(v)a* beide diese gleiche Weiterbildung zeigen. Damit dürfte denn die Identität des *Sator* mit dem *Saturnus* genügend erwiesen sein.

Diesem *Sator-satre* nun ist ein sowohl bei Etruskern wie Römern üblicher Familienname *Saturius*, *Satrius* etr. *satri* gebildet. Jordan sucht die Zusammengehörigkeit dieser Namen durch die einfache Frage zu widerlegen: quid...si...negarem quicquam cognationis istis nominibus intercedere? Leugnen lässt sich ja freilich alles, aber einmal ist blosses Leugnen kein Gegenbeweis, und sodann, wenn Jordan konsequent sein will, muss er dann auch leugnen, dass der Gentilname *Jovius* mit *Jupiter*, *Martius* mit *Mars*, *Saturnius* mit *Saturnus* irgend welchen Zusammenhang habe. Eins ist die Konsequenz des andern. Da er aber dies doch schwerlich wird leugnen

wollen, so wird ihm auch sein Leugnen eben schwerlich viel nützen, und ich kann somit im Beweise fortfahren. Neben dem Namen *satri* und seiner Weiterbildung *saturine* erscheint nun in den etruskischen Inschriften auch eine Familie *sautri,* weitergebildet *sauturine.* Wer die etruskischen Inschriften kennt, weiss, dass sehr oft in nachweislich identischen Namen die Laute *au* und *a* wechseln, wie z. B. in *rafe* neben *raufe, larste* neben *laurste, plate* neben *plaute* u. s. w. Darnach ist es durchaus unstatthaft, die Namen *satri-saturine* und *sautri-sauturine* aus einander zu reissen. Wir haben auch hier ein und dieselbe Familie vor uns, und beide Namensformen sind identisch. Diese Identität also vorausgesetzt, so kommt nun weiter in Frage, ob die Form *sautri* oder *satri* die ältere sei, oder vielmehr es kommt eigentlich im Ernste nicht in Frage. Jordan freilich hat es in Frage gestellt, mit den Worten: quid si contra contenderem Etruscos *Satrius* nomen inserta *u* deformasse? Behaupten lässt sich ja freilich alles, aber einmal ist wieder ein blosses Behaupten kein Beweis, und sodann fürchte ich, dass sprachwissenschaftlich gebildete Philologen über die „u inserta" lächeln werden. Die Behauptung Jordans ist genau so, wie wenn man sagen wollte, *Maurs* sei aus *Mars* „inserta u" gebildet, was ja freilich dem sonst so trefflichen Preller begegnet ist, aber von niemand anders als Jordan selbst gebührend rektifiziert wird (cf. Preller, röm. Myth. I^3, 335, mit Jordans Note). Über die Zeit derartiger Insertionen ist die Wissenschaft jetzt hinaus. Und dass die Sache im Etruskischen nicht anders ist, dafür verweise ich Jordan auf Corssen (Etr. II, 205), der hier durchaus das Richtige gesehen hat. Damit ist also *Sautor* als ältere Form des Gottesnamens *Sator,* etr. *satri* über jeden Zweifel sicher gestellt. Aber mit dem *Sautor* sind wir noch nicht bei der italischen Grundform angelangt, diese lautet vielmehr *Savetor,* und dies habe ich erschlossen aus der Form *Saeturnus* (CIL. I, no. 48.). Hier glaubt Jordan mich auf Ritschl Op. IV, 272 sqq. verweisen zu sollen mit den Worten: Ritschelium...de *Saeturnus* formae origine ita absolvisse, ut siquis argumenta ejus silentio transeat nihil

egisse censeat. Dadurch bin ich denn allerdings gezwungen, auf diese sogenannten argumenta Ritschls einzugehen und sie zu widerlegen. Letzteres ist freilich ausserordentlich leicht, so leicht, dass ich eben geglaubt hatte, das überhaupt nicht nötig zu haben.

Ritschls Ansicht ist bekanntlich die, dass *Saëturnus* für *Saïturnus* stehe und auf eine Form *saïtus* neben *sătus* zurückgehe, in welcher Form das i „copula vocalis" sei, und dass diese Form *saïtus* ihre Stütze finde an der Analogie von *arguiturus* (Sall. bei Prisc. X, p. 882), *luiturus* (Claudian, de VI. cons. Honorii 141.), *abnuiturus* (Sall. bei Arusianus Messius pag. 210), *abnuitio* (Paul. Diac. 108, 7), *diruitam* (Grut. 1071, no. 6. CIL. VI, 1, no. 626.); ebenso stehe *rūta caesa* (Varro l. l. 9, 104) für *ruïta, status* für *staïtus, cītus* (neben *cĭtus*) für *ciïtus, nequītum* für *nequiïtum*. Von der „copula vocalis" will ich absehen. Der Ausdruck ist zwar sehr ungeschickt, denn zwischen *sa-* und *-tus* giebt es nichts zu kopulieren, aber es ist eben nur ungeschickter Ausdruck. Was aber die Sache selbst anlangt, so sind sämtliche beigebrachten Analogieen durchaus hinfällig. Die Formen *stātus, rūta, cītus* und *nequītum* zunächst sind so wenig aus *staïtus, ruïta, ciïtus, nequiïtum* hervorgegangen, wie etwa *sēdes* aus *seïdes* u. dgl. Es sind vielmehr sämtlich Neubildungen, welchen die Wurzelgestalt mit langem Vokal zu Grunde liegt im Gegensatz gegen die älteren Bildungen, wie skr. *hitás, bhutás, itás*, gr. στατός, θετός, δοτός, lat. *dătus, rŭtus, ĭtus*, in denen infolge der Betonung der Endsilbe der ursprünglich lange Wurzelvokal verkürzt wurde. Diese Neubildungen aber sind hervorgerufen durch diejenigen Formen der genannten Verba, die von Hause aus den langen Vokal zeigten, und es liegt somit die Erscheinung vor, die wir seit den Junggrammatikern als Formenassimilation oder Formenausgleichung zu bezeichnen pflegen, und wie sie z. B. auch im Deutschen vorliegt, wo mhd. *reit, riten; bōt, buten; half, hulfen* sich zu nhd. *ritt, ritten; bōt, bōten; half, halfen* ausgeglichen haben. Es ist also von einer Analogie zwischen

Saïturnus, resp. **saitus* und *stātus, rūta, cītus, nequītum* gar keine Rede. Aber auch die zweite Gruppe der Ritschlschen Formen, *arguiturus, luiturus, abnuiturus, abnuitio, diruitam*, bilden eine solche Analogie nicht. Auch diese Formen sind Neubildungen infolge einer Formenassimilation, nur dass hier nicht Formen der Verba *arguo* etc. selber assimilierend eingewirkt haben, sondern die grosse Kategorie der Participien auf *-itus*. Es ist also z. B. *nuitus* gebildet, wie *cubitus*. Bei *arguiturus, luiturus, abnuiturus* aber hat noch der Umstand mitgewirkt, dass grade das Participium Futuri eine grosse Neigung zu derartiger Neubildung besitzt, was am schlagendsten durch *moriturus* neben *mortuus* bewiesen wird. Nun könnte man freilich behaupten wollen, auch in *Saëturnus* liege eine solche Neubildung vor, aber diese Annahme scheitert an folgenden zwei Gegengründen. Der erste derselben ist die zeitliche Differenz zwischen der Form *Saëturno* und den obigen Neubildungen *arguiturus* etc. Es liegt in der Natur der Sache, dass derartige Neubildungen einer jüngeren Zeit angehören, und so sind ja denn auch die oben von Ritschl angeführten Belege der Formen sämtlich aus jüngerer Zeit, auch die angeführte Inschrift ist jung, wenn nicht gar die Herausgeber des CIL. VI. mit ihrer Vermutung recht haben, dass vielleicht *diruptam* zu lesen sei. Die Form *Saëturno* hingegen ist alt, denn sie liegt der gewöhnlichen Form *Sāturnus* als die ältere zu Grunde und von einem *Săturnus* ist nirgend eine Spur. Eine derartige zeitliche Differenz ist aber etwas sehr Wesentliches, und sie zu ignorieren, ist ebenso wenig erlaubt, wie etwa von einer Neubildung im Neuhochdeutschen einen Schluss zu machen auf eine ebensolche im Mittelhochdeutschen.

Der zweite Gegengrund aber liegt darin, dass die Form *Saëturno* ein Eigenname ist. Wenn wir ein Participium *saëtus* oder *saëturus* hätten, dann liesse sich ja allenfalls behaupten, bei eben dieser Form habe die erwähnte Formenassimilation an die Bildungen auf *-etus*, später *-itus*, begonnen, aber für einen Eigennamen *Saëturnus* lässt sich diese

Behauptung nicht aufstellen. Bei einem solchen, der nachweislich der ältesten Periode italischer Mythologie angehört, ist irgendwelche Beziehung zu den Participien auf *-etus* und *-eturus*, selbst die participiale Herkunft des Wortes angenommen, ohne jeden Zweifel längst nicht mehr gefühlt worden, und damit fällt dann jede Möglichkeit fort, dass die betreffenden Participien den genannten Eigennamen in ihre Analogie gezogen haben sollten.

Damit dürfte denn die Ritschlsche Ansicht zur Genüge als hinfällig sich ergeben haben, und ich kann nunmehr den Faden meines Beweises, dass die Grundform des vorliegenden Gottesnamens *Savetor* laute, wieder aufnehmen. Wir hatten also bis jetzt einen Gott *Sautor*, später *Sātor*, der zu den Saatgöttern gehört, und einen Gott *Saëturnus*, später *Sāturnus*, der gleichfalls ein Saatgott ist, gefunden und hatten ferner gesehen, dass eine Weiterbildung von Götternamen durch das Suffix *-nus* nicht bloss überhaupt, sondern auch innerhalb des Lateinischen selbst sich finde. Beide Gottheiten nun für verschiedene zu halten, das erscheint mir angesichts ihrer gleichen Funktion und der grossen Ähnlichkeit ihrer Namen gradezu vermessen, und zu dieser verzweifelten Annahme würde man nur dann seine Zuflucht nehmen dürfen, wenn es an der Möglichkeit fehlte, *Sautor* und *Saëturnus* lautlich mit einander zu vereinigen. An dieser Möglichkeit fehlt es aber nicht bloss nicht, sondern sie liegt vielmehr unmittelbar zur Hand. Beide Formen einigen sich in der Grundform *Savetor*. Beide Lautvorgänge sind ja im Lateinischen ganz gewöhnlich. So haben wir einerseits *favitor* (Plaut. Amph. pr. 78), daraus mit Ausstossung des *i fautor* und daneben endlich *Fauna Fatua*, welches als für *Fautua* stehend Bréal (Inscr. de Duenos 10) richtig erkannt hat. So haben wir ferner neben einander *navita* und *nauta*, *navifragus* und *naufragus*, so kommt *audeo* von *avidus* her, *claudo* von *clavis* u. s. w., welche alle den Ausfall des unbetonten *i* resp. *e* beweisen. Die Kontraktion von *au* zu *ā* aber haben wir in *Mārs* aus *Maurs*, *Lārentia* aus *Laurentia* (etr. Fo. u. Stu. I, 79 sqq.), *Asculum* aus *Ausculum*

u. s. w. Dieser letztere Lautübergang spielt namentlich im Etruskischen eine grosse Rolle. Andrerseits aber kann die Lautgruppe *ave* auch das *v* ausstossen und zu *aë* werden. So geht *amāram* doch, wie *audieram* zeigt, zweifellos aus *amaëram* und dies aus *amaveram* hervor. Weiteres über diesen Vorgang bei Corssen, Ausspr. I^2, 316 sqq. Und dass auch beide Entwickelungsreihen neben einander bei ein und demselben Worte sich finden können, zeigt z. B. der Gentilname *Gavilius,* der in den etruskischen Inschriften einerseits als *cavle* (Ga. no. 277.), *caule* (z. B. Fa. no. 629 bis), *cale* (Ga. no. 147.), andererseits als *caile* (Fa. no. 317.) sich findet. Und genau entsprechend ist auch das Verhalten der dem *ave* analogen Lautgruppe *ove*, welche einerseits in *ou, ū* andererseits in *oi, oe* sich wandelt, wie denn z. B. aus einer Grundform *Clovilius* einerseits lat. *Cloulius* (z. B. CIL. I, no. 381.), andrerseits *Cloilius* (Zw. no. 31.), später *Cloelius,* wird. Angesichts aller dieser Thatsachen die Identität von *Sautor* mit *Saëturnus* und ihr Zurückgehen auf eine gemeinsame Grundform *Savetor* zu leugnen, heisst einfach die Wahrheit nicht sehen wollen. Ferner habe ich nun behauptet, dass dieser *Savetor* mit dem indischen *Savitar* identisch sei. Diese Gleichsetzung ist von Gruppe als „gewagt" bezeichnet worden und durch den Einwand zu entkräften versucht, „der letztere Name sei eine nach speziell indischen Lautgesetzen sich vollziehende Bildung von Wurzel *sū*, die sich in den europäischen Zweigen des indogermanischen Sprachstammes allerdings, aber nur in anderer Bedeutung finde." Bevor ich meine obige Gleichsetzung beider Namen positiv beweise, muss ich erst auf diesen Einwand eingehen So sehr ich sonst Gruppes sachgemässe und von solidem Wissen getragene Art der Besprechung schätze, so halte ich doch seine obige Ansicht für unrichtig. Zunächst, warum soll denn *savitar* eine nach speciell indischen Lautgesetzen sich vollziehende Bildung sein? Haben wir nicht in lat. *favitor, meretrix* u. s. w. genau die gleiche Bildung? Ich sehe wohl, was Gruppe zu dem „speciell indisch" veranlasst, nämlich das *i* in *savitar*. Aber diese Bildungen sind nicht, hier liegt der unausge-

sprochene Irrtum Gruppes, Wurzelnomina, wie *pitar, mātar* u. dgl., sondern nomina verbalia, wie sie denn ja auch thatsächlich im Sanskrit das eine Futurum bilden helfen. Es ist also *savitar* nicht in *sav-i-tar* zu zerlegen, sondern in *savi-tar*, so gut, wie *favitor* in *favi-tor, meretrix* in *mere-trix,* und das *i* resp. *e* gehört dem Verbalstamm an, ist nicht etwa „Bindevokal" oder eine ähnliche ominöse „Einschiebung". So gut *favi-tor* auf *faveo, meretrix* auf *mereo*, so gut geht *savitar* auf ein **savájāmi* zurück. Dass gerade dieses Verbum in dieser Konjugationsform nicht erhalten ist, thut natürlich nichts zur Sache. Dieses Verbalnomen aber entstand nun schon in proethnischer Zeit, das beweist unwiderleglich die lateinische Futurbildung auf *-turus* neben der indischen auf *-tar,* nur dass der Lateiner noch mit *-os* weitergebildet hat. Abgesehen hiervon, ist zwischen z. B. skr. *bhavitā́smi,* d. i. nach indischen Lautgesetzen *bhavitā(r) asmi,* und lat. *fōturus sum,* d. i. nach lateinischen Lautgesetzen *foveturus sum,* kein Unterschied. Dass nun aber nicht bloss formell dieselbe Bildung, sondern auch materiell ein nach ihr gebildetes proethnisches einzelnes Wort sich bei zwei Völkern des indogermanischen Stammes erhalten haben kann, ist nicht bloss an sich möglich, sondern unter besonderen Umständen sogar wahrscheinlich. Als ein solcher besonderer Umstand ist aber sicherlich der zu erachten, dass ein solches Verbalnomen auf *-tōr* ein Göttername wurde, der dann in zwei gesonderten Sprachen sich erhalten konnte, so gut wie lat. *Jūppiter* neben skr. *Diauspitár.*

Mit dem Nachweise, dass *Savetōr* eine proethnische Bildung sei, erledigt sich auch der zweite Einwand Gruppes, die Wurzel *sū* finde sich in den europäischen Sprachen nicht in der Bedeutung, die sie in *savitar* zeige. Das ist zunächst nicht ganz richtig ausgedrückt. Die Wurzel *sū* heisst „erregen, beleben, schaffen; gebären" (cf. Grassmann, Wörterb. zum Ṛgv. s. v.) und liegt allerdings in den europäischen Wörtern für Sohn, got. *sunus,* lit. *sunùs,* sl. *synŭ* vor, dem auch skr. *sūnus* entspricht. Aber, wie gesagt, Gruppe hat sich nur im Ausdruck vergriffen, dies meint er nicht, in Wirk-

lichkeit vermisst er in den europäischen Sprachen Verba unserer Wurzel. Diese fehlen in der That. Wie *favitor* ein *faveo* neben sich hat, so verlangt er für *Savetor* ein **saveo*, „excito, creo, gigno“. Aber gerade der Umstand, dass dies **saveo* im Lateinischen fehlt, so gut, wie oben schon gesagt, skr. **savájāmi* neben *savitar* fehlt, gerade dieser Umstand beweist, dass wir, so gut wie in *sūnus*, ein schon in proethnischer Zeit gebildetes Wort vor uns haben, welches beide Einzelsprachen als fertiges mit fertiger Bedeutung und losgelöst von seinem Stammverbum überkommen haben.

Damit sind Gruppes Einwände als nicht stichhaltig erwiesen, und ich kann mich nunmehr dem positiven Nachweise, dass lat. *Savetor* und skr. *Savitar* identisch sind, zuwenden. Lautlich decken sich beide Formen völlig, auch in dem lat. *e* neben skr. *i*, es wird also nur nachzuweisen sein, dass beide Götter auch sachlich sich decken. Etymologisch würde der Name „Erreger, Beleber, Schöpfer, Erzeuger“ bedeuten, wie dies in Bezug auf die etruskischen Formen schon Corssen (Etr. II, 274) richtig gesehen hat. Dass auch der lat. *Sator* unseres Liedes der „belebende, schaffende, zeugende“ Gott sei, zeigt das *fovom fere* „bringe Wachstum, Gedeihen“ wohl deutlich genug. Und denselben Charakter trägt auch der indische *Savitar*. Grassmann (Rv. Wb. s. v.) erklärt ihn als „die Leben zeugende, Segen schaffende Kraft der Sonne“, A. Kuhn (Herabkunft des Feuers 122) sagt: „Überhaupt werden Tvaṣṭar, Savitar, Bhaga, Prajāpati der älteren Zeit nur verschiedene Namen für den einen in Wolken und Sonnenstrahlen seine Schöpferkraft offenbarenden Himmelsgott sein“. Diese beiden Zeugnisse zweier Männer, deren Sachkenntnis auf diesem Gebiete wohl von niemandem wird bestritten werden, genügen, um die Natur des indischen Savitar festzustellen, und zwar festzustellen als eine solche, die sich mit der des italischen Savetor durchaus deckt.

Damit dürfte die Identität beider Göttergestalten denn doch wohl endgültig sicher gestellt sein.

Weiter wende ich mich nun zu der Opis. Gerade unter

diesem Namen ist sie als Gottheit bei den verwandten Völkern nicht nachweisbar. Auch die Wortform *opis* selbst ist so in den andern verwandten Sprachen nicht vorhanden, obgleich Verwandte von ihr in skr. *apnas* „Reichtum, Besitz", altn. *afl* „Kraft, Stärke", lit. *apstas* „Fülle, Überfluss" vorliegen. Auch im Griechischen finden sich verwandte Wörter, freilich wohl kaum in ἄφνος „Reichtum, Fülle", wo sowohl das φ, als auch besonders das α Schwierigkeiten verursachen, als vielmehr in folgenden bei Hesychius erhaltenen Wörtern: ὄμπνη „τροφή, εὐδαιμονία"; ὄμπνια „καρποφόρος"; ὀμπνίῃ δαιτί „ἀντὶ τοῦ πολλῇ"; ὀμπνίου νέφους „μεγάλου, πολλοῦ, ηὐξημένου"; ὀμπνιόχειρ „πλουσιόχειρ, πλούσιος", in denen der Nasal vor dem π sich leicht erklärt. Trotz dieses Fehlens der Form *opis* sowohl als Apellativs, wie auch als Götternamens, ist die Gottheit Opis selbst dennoch als eine bereits proethnisch vorhandene nachzuweisen. Und die Handhabe hierzu bieten uns grade die soeben angeführten Hesychischen Glossen, insbesondere die folgenden, an obige sich anschliessenden: ὄμπνιος λειμών „ὁ τῶν πυρίνων καὶ Δημητρίων καρπῶν · ἐπεὶ Ὄμπνια ἡ Δημήτηρ". Hier haben wir also: Ὄμπνια als einen Namen der Δημήτηρ, diesem Ὄμπνια aber würde ein lateinisches **Omnia* für **Opnia* entsprechen, wie denn auch das in den obigen Glossen erscheinende ὄμπνιος unmittelbar mit lat. *omnis* identisch ist, welches somit für **opnius* steht und ursprünglich „reichlich" bedeutet. Durch die Δημήτηρ Ὄμπνια ist uns nun auch der weitere Weg gewiesen, die Ops schon als eine proethnische Göttergestalt nachzuweisen, bevor ich ihn jedoch betrete, muss ich erst den anderen Namen der Ops, das Dea Dia (cf. oben pag. 31) in seiner Bedeutung klarstellen. Das *Dia* dieses Namens steht für *Diva*. Dies ergiebt sich daraus, dass die mit der Ops gleichfalls ursprüngliche identische Göttin Angeronia (cf. Preller, l. c. 37) auch *Diva* genannt wird. Nun aber haben wir im Lateinischen zwei Adjektiva *dīvus*, das eine weitergebildet zu *dīvinus* und „göttlich" bedeutend, das andere zu *dīves* und „reich" bedeutend. Beide sind natürlich ursprünglich eins und einigen sich in der Bedeutung „glänzend", aber die ge-

nannten Weiterbildungen zeigen, dass doch im Lateinischen eine Spaltung der Bedeutung eingetreten ist. Nun fragt es sich also, ob die Dea Dia die „göttliche Göttin“ oder die „reiche Göttin“ sei. Gewöhnlich wird auf Grund des gr. δῖα θεάων das erstere angenommen, und an sich wäre es ja immerhin möglich. Auf das *divom deo* des Salierliedes freilich darf man sich nicht berufen, denn dies lässt selbst mehrfache Erklärungen zu, wie ich in einem der nächsten Hefte dieser „Studien“, in welchem ich das Salierlied zu behandeln gedenke, darthun werde. Aber wenn auch an sich eine „göttliche Göttin“ möglich, so liegen doch eine Reihe bestimmter Anzeichen vor, aus denen sich ergiebt, dass die Dea Dia die „reiche Göttin“ bedeute. Um aber diese Anzeichen deutlich herauszustellen, muss ich zuvor den Namen Δημήτηρ erörtern. Der Name Δημήτηρ wird gemeiniglich als Γῆ μήτηρ erklärt (z. B. Preller, griech. Myth. I^3, 618, not. 2), indem man sich dabei auf dorisch δᾶ „γῆ“ beruft, dem jetzt noch kypr. ζᾶ (mehrfach in der grossen Inschrift von Idalion) beizufügen wäre. Aber die Sache hat eine gradezu unüberwindliche Schwierigkeit. Wäre die Göttin eine bloss dorische Stammesgöttin, so wäre gegen ein Δαμάτηρ als Γῆ μήτηρ sicherlich nichts einzuwenden, aber sie ist so ziemlich allen Stämmen gemeinsam und hat überall ein δ zu Anfang, obwohl sonst die Form ihres Namens, die Vokale beweisen es, je nach den betreffenden Dialekten variiert. Daraus folgt unweigerlich, dass das δ ihres Namens ein ursprüngliches sein muss. Nun wissen wir, dass im Griechischen die Lautgruppen αια und εια in ᾱ resp. η kontrahiert werden können (cf. γαῖα und γῆ, δᾶ; Ἀθηναία und Ἀθηνᾶ; Ἑρμείας und Ἑρμῆς; Πηνελόπεια und Πηνελόπη), und daraus gewinnen wir die Möglichkeit, dass auch in Δημήτηρ das η diesen Ursprung haben, die Form also für Δειαμήτηρ stehen kann. Und dass sie das wirklich thue, zeigen uns nun die sachlichen Beziehungen. Wenn die Erklärung als Δειαμήτηρ richtig ist, so ist das Kompositum natürlich eine Zusammenrückung von δεία μήτηρ, und hiermit stimmt nun unmittelbar die *Dea Dia*, welche ja auch unter

dem Namen *Tellus Mater* angerufen wurde (cf. dazu Preller, röm. Myth. II^3, 3). Dass *dia* für *dīva* stehe, hat sich uns bereits oben ergeben, und wir haben somit eine δείρα μήτηρ = *dea dīva* gefunden. Dies δείρα, *dīva* nun bedeutet „reich". Zunächst haben wir im Griechischen folgende sachliche Beziehungen. Der Sohn der Δημήτηρ heisst Πλοῦτος (hymn. Cer. 489), eine Gespielin ihrer Tochter ist die Πλουτώ (ibid. 422), der Gemahl der Tochter aber Πλούτων. Und dieser Πλούτων ist nun seinerseits wieder identisch mit dem italischen *Dis pater, Diespiter*. *Dīs* steht für *dīves* und ist auch sachlich gleich Πλούτων (so auch Jordan zu Preller, röm. Myth. II^3, 65, not. 3.), daran ist nicht zu zweifeln. Mit *Dīs pater* aber ist *Diespiter* sprachlich unmittelbar dasselbe, nur dass in letzterem Namen, wie in Δημήτηρ, die beiden Elemente komponiert, in ersterem nur neben einander gestellt sind. Auf diesem Unterschiede beruht die Verschiedenheit der Lautbehandlung als Folge des verschiedenen Accentes. Eine *díves páter* giebt *dís páter*, hingegen ein *divéspater* giebt *diéspiter*, das ist beides durchaus klar. Es ist also die Beziehung des *Diespiter* auf *Juppiter* und seine Etymologisierung von *dies* „Tag" ein späteres Missverständnis, woran ja die römische Mythologie so reich ist.

Wenn nun aber der *Dis pater, Diespiter* = Πλούτων der „reiche Vater" ist, dann ist auch die sachlich direkt mit ihm verbundene *Dea Dia* = Δημήτηρ nichts anderes, als die „reiche Göttin, resp. Mutter". Das ist natürlich die „Mutter Erde", aber der Name bedeutet nicht „Mutter Erde".

Die Parallele zwischen *Diespiter* und Δημήτηρ würde auch sprachlich vollständig sein, wenn sich statt des *Diespiter* auch ein *Diuspiter* belegen liesse, denn dies wäre *Dīvúspater* wie Δημήτηρ gleich Δειαμήτηρ. Vielleicht haben wir den letzten Nachklang dieser alten vollständigen Parallele noch in dem *Divus pater* und *Diva mater* der Indigitamenta (cf. Preller, röm. Myth. I^3, 56).

Diese Deutung der *Dea Dia* als „reiche Göttin" findet nun auch noch von anderer Seite her eine weitere Bestäti-

gung. Der Dis pater steht in ältester Zeit in engem Zusammenhang mit dem Saturnus (cf. Preller, röm. Myth. II 3, 14, und besonders die Stelle aus Macrob. Sat. 1, 11, 48. daselbst in Note 2.). Es ist also der Saturnus, der nach unserem Liede „Wachstum verleiht", der „reiche Vater", wie seine Gattin Ops die „reiche Mutter". Und nun tritt das Wunderbare ein, dass auch der dem Saturnus entsprechende vedische Savitar schon die gleiche Bezeichnung zu führen scheint. Es wird nämlich Savitar gerade sehr häufig als *devás Savitá* im Ṛgveda bezeichnet (Pb. wb. s. v. *deva*), derselbe aber andererseits auch *bhágas Savitā́*. Letzteres heisst der „Spender", der „reiche" Savitar. Da nun skr. *djumát* „glänzend", aber auch „Reichtum" bedeutet, ebenso *djumná* „Glanz" und „Reichtum", beide von derselben Wurzel, wie *devás*, so ist es nicht unmöglich, dass auch die Bezeichnung *devás Savitā́* nicht „Gott Savitar", sondern der „reiche Savitar" heisse. Ganz analog liegen beide Bedeutungen auch in dem dem skr. *bhágas* entsprechenden sl. *bogŭ* neben einander, denn auch dies heisst sowohl „Gott", wie „reich" (in *ubogŭ* „arm", cf. Miklosich, lex. palaeoslovenicum s. v.). Ist diese Erklärung des *devás Savitá* richtig, dann folgt aus ihr dreierlei: 1) dass auch *Dea Dia*, weil gleich *Ops*, die „reiche Göttin" bedeute; 2) dass Δημήτηρ, weil gleich *Dea Dia*, die „reiche Mutter" sei; 3) dass *Saturnus*, weil gleich *Dis pater, Diespiter*, gleich *devás Savitá* sei. Letzteres würde dann den oben für diese Gleichsetzung entwickelten Gründen noch einen weiteren hinzufügen.

Damit ist denn also die Opis als eine proethnische Göttergestalt nachgewiesen, sofern ihre beiden Namen, wenn auch etwas variiert, im Griechischen erhalten sind, *Ops* als Ὄπνια, *Dea Dia* als Δημήτηρ.

Weiter betrachte ich nun den Marmaros. Der Gott, der „die Fluren von Schnee befreit", ist von vorn herein als ein Sonnengott wahrscheinlich, und das erweist denn auch die Etymologie seines Namens. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass *Marmaros* unmittelbar mit gr. μαρμάρεος „schimmernd" und μαρμαίρω „schimmern" verwandt ist und den Sonnengott

als den „schimmernden“ bezeichnet. Seine nächsten sprachlichen Verwandten sind daher die indischen *Marútas*, aber sachlich sind sie von ihm verschieden, denn sie bezeichnen, den klimatischen Verhältnissen Indiens entsprechend, die „schimmernden“ Blitzgötter, die Gefährten des regenbringenden Gewittergottes Indra. Es können also die *Marútas* nicht zum Nachweise dienen, dass der *Marmaros* schon proethnisch eine bestimmte Göttergestalt war. Dass aber das Wort als solches schon existierte, zeigen die griechischen Formen. Bei dieser Sachlage werden wir annehmen müssen, dass in der Vorzeit eine Bezeichnung der Sonne als *deivos marmaros* „der funkelnde Gott“ vorkam, aus der dann, einem alsbald zu erwähnenden Gesetze der Mythologie gemäss, später ein neuer Gott *Marmaros* sich abzweigte. Wir haben also in unserem Liede zwei verschiedene Personifikationen der Sonne vor uns, den *Sautor* und den *Marmaros*, welchen auch verschiedene Funktionen zugeteilt sind.

Mit dem *Marmaros* wird nun gemeiniglich der *Mars* identifiziert, auch wird angenommen, dass der letztere in unserem Liede vorkomme. Beides ist unrichtig.

Die beiden Namen *Marmaros* und *Mars* haben keinerlei etymologische Verwandtschaft mit einander. Dass der Name *Mars* aus dem ja noch lange bei den Dichtern erhaltenen *Māvors* kontrahiert sei, geht unwiderleglich aus dem *M. Fourio C. f. tribunos militare de praidad Maurte dedet* (CIL. I, no. 63.) hervor. Es heisst der Name somit *Mārs* und diese Form zeigt den in den italischen Dialekten (einschliesslich des Etruskischen) durchaus nicht seltenen Uebergang von *au* in *ā* (cf. oben pag. 49). Die Grundform *Māvors* aber steht ihrerseits nach den lateinischen Lautgesetzen für *Măsvors* mit Ersatzdehnung, wie *dīverto* für *dĭsverto*. Die Form *masculus* zeigt, dass *măs*, *măris* ursprüngliches *s* habe und somit aus *măs-(s)*, *măs-is* hervorgegangen sei. Es heisst also *Māvors*, *Maurs*, *Mārs* zweifellos „Männerwender“, entsprechend dem griechischen τροπαῖος, und ebenso zweifellos ist, dass mit diesem Namen ein Kriegsgott bezeichnet sei. In *Marmaros*

hingegen ist das *r* ein ursprüngliches, nicht aus *s* hervorgegangen. Das zeigen nicht bloss die soeben verglichenen griechischen Formen, da ja im Griechischen ein *s* weder vor *m*, noch zwischen Vokalen in *r* sich wandelt, sondern das zeigen auch die dem *Marmaros* entsprechenden Formen der andern italischen Dialekte. Diese liegen vor in dem als oskisch und sabinisch überlieferten *Mamers* (Paul. pag. 131. Mü.; Varro, l. l. 5, §. 73. Mü.) und dem *Mamuri* des Salierliedes (ibid.). Aus *Māmercus* und *Māmertini*, welche von den Alten mit Recht zu *Mamers* gestellt werden, sehen wir, dass *Māmers* und somit natürlich auch *Māmuri* mit *ā* in der ersten Silbe anzusetzen seien. Aus *Mamercus* neben *Mamertini* sehen wir ferner, dass als Stamm bloss *Māmer-* anzusetzen ist, und dass in *Mamers* eine Weiterbildung mit *-ti*, also *Mamers* = *Māmer-ti-s*, vorliegt, während *Mamuri*, Genetiv von *Māmur-io-s*, die Ableitungsendung *-io* zeigt. Es ergiebt sich also aus den genannten Formen ein alter Stamm *māmer-* resp. *māmur-*, welcher zur Bezeichnung eines Gottes diente. Mit diesem *māmer-*, *māmur* aber ist nun das *marmar-* resp. *marmor-* unseres Liedes unmittelbar identisch. Es ist eine bekannte lautliche Erscheinung, dass die volle Reduplikation, wie wir sie in *marmar-* noch finden, in der Weise sich abstumpft, dass im ersten Teil derselben der auslautende Konsonant ausgestossen und dafür der demselben voraufgehende Vokal gedehnt oder diphthongisiert wird. Solche Bildungen sind z. B. die indischen Intensiva, wo *dardar* und *dādar*, *dardhar* und *dādhar*, *badbadh* und *bābadh* neben einander stehen, sind ferner gr. δαίδαλος für *δάλδαλος, παίπαλος für *πάλπαλος. und dieselbe Erscheinung haben wir auch in lateinischen Formen, wie in *pāpilio* für **palpilio*, in *pōpulus* für **polpulus*. Bekannt ist ferner, dass das Lateinische in reduplizierten Formen den Vokal des zweiten Gliedes zu schwächen liebt. So haben wir *cecini* für **cecani*, *peperi* für **pepari*, *pepuli* für **pepeli*, so auch *pāpilio* für **pāpalio*, *pōpulus* für *pōpolus*. Unter Beachtung dieser beiden Lauterscheinungen dürfen wir also für das *marmar-* unseres Liedes in späterer Zeit *māmer-* und *māmur-* erwarten,

wobei die Identität dieser letzteren beiden Formen mit ihrer verschiedenen Vokalisation der zweiten Silbe direkt bewiesen wird durch etr. *mamurce* (Ga. no. 933.) auf einer campanisch-etruskischen Schale neben dem gewöhnlichen etr. *mamerce* (z. B. Fa. no. 2753 bis), neben welchen beiden Formen die altvolsinischen Inschriften (Fa. spl. III, no. 295. 302. 304.) sogar noch die Form *mamarce* mit dem alten *a* in der zweiten Silbe zeigen. Damit ist denn aber auch der Beweis geführt, dass in *Mamers* und *Mamuri* und folgeweise in *Marmaros* das *r* ein ursprüngliches sei. Das ergiebt sich aus den Formen *Mamertini* und *Mamercus*. Vor *t* und *c* geht ein *s* im Oskischen so wenig wie im Lateinischen jemals in *r* über, sondern bleibt *s*. Wo also vor *t* und *c* in den genannten Sprachen ein *r* erscheint, ist es ein ursprüngliches. Ist das aber der Fall, dann ist zwischen *Marmar* und *Mars* ein etymologischer Zusammenhang nicht möglich.

Damit ist nun freilich noch nicht bewiesen, dass zwischen dem *Mavors* „dem Männerwender" und dem *Marmaros* „dem leuchtenden" auch kein sachlicher Zusammenhang bestehen könne. Im Gegenteil, ein solcher Zusammenhang kann recht wohl bestehen, und wenn wir wahrnehmen, dass bei Oskern und Sabinern der Sonnengott *Mamers* auch als Kriegsgott und umgekehrt der Kriegsgott *Mars* bei den Römern auch als Sonnen- und Feldgott fungiert (cf. Bergk, Zeitschrift für Altertumswissenschaft 1856, 143 sqq.; Preller röm. Myth. I [3], 341 sqq.), so wird ihr sachlicher Zusammenhang sehr wahrscheinlich. Zwar wäre es möglich, diesen Zusammenhang als einen bloss äusserlichen und erst gewordenen hinzustellen, indem man annähme, was ja auch sonst in der Mythologie sich findet, dass die grosse Namensähnlichkeit der beiden Götter in späterer Zeit sie auch sachlich habe zusammenfliessen lassen, wie ja auch die umgekehrte mythologische Erscheinung nicht selten ist, dass aus zwei verschiedenen Namen ein und desselben Gottes sich im Verlaufe der Zeit zwei verschiedene Gottheiten entwickeln. Dagegen spricht jedoch der Umstand, dass diese Verschmelzung schon sehr früh eingetreten und die Kulte des *Marmaros* auf den *Mars*

übertragen sein müssten. Dies zeigt die weite Verbreitung des *Mars* eben als Frühlingsgottes bei den italischen Völkern. Dem steht nun aber der Umstand durchaus entgegen, dass die als Anlass zu einer solchen Verschmelzung anzunehmende Namensähnlichkeit, *Mamers* und *Mavers*, zu jener frühen Zeit noch gar nicht vorhanden war, die beiden Götter vielmehr noch *Marmaros* und *Masvertis* oder *Masvortis* hiessen. Damit wird dann die Annahme einer bloss äusseren Vermischung beider Göttergestalten hinfällig, und wir werden zu untersuchen haben, ob sich zwischen ihnen nicht ein innerer und ursprünglicher Zusammenhang finden lasse. Das aber ist nun in der That der Fall. Ein Kriegsgott ist in der Mythologie der Indogermanen nirgend als ursprüngliche Gottheit vorhanden, diese Funktion ist vielmehr überall nur ein Accidens, und sie wird zumeist demjenigen Gotte zugeteilt, der aus den oben (pag. 41) berührten Gründen der Hauptgott der einzelnen Völker geworden ist. So ist bei den Indern der Gewittergott Indra der Kriegsgott, bei den homerischen Griechen waltet Zeus des Sieges, wenn er auch für bestimmte Verrichtungen den Ares und die Pallas neben sich hat, bei den Germanen ist Krieg und Sieg in des Walvaters Wuotan Händen. Nun haben wir oben (pag. 41) gesehen, dass zur Zeit der Entstehung unseres Liedes *Sautor*, der „Leben spendende“ Sonnengott, der Hauptgott der Italiker war. Neben ihm aber steht als eine zweite Personifikation eben der Sonne der *Marmaros*. Der milde *Sautor* ist zum Kriegsgott wenig geeignet, wohl aber der *Marmaros*. Wer mit seinen Strahlen die „Fluren vom Schnee befreit“ oder, mythologischer ausgedrückt, wer mit seinen feurigen Pfeilen die Dämonen des Eises und Schneees bekämpft, der ist von vornherein zum Kriegsgott prädestiniert. Und so ist denn der *Marmaros* auch der „Männerwender“, der *Mavors*, für die menschlichen Verhältnisse geworden. Damit hätten wir denn allerdings die Identität des *Marmaros* und *Mars* gefunden, aber eine andere Frage ist nun die, ob wir den letzteren in unserem Liede erwarten dürfen. Ich habe diese Frage oben (pag. 57) ver-

neint, und auch Jordan hat, obwohl aus anderen Gründen, *Marmar* statt *Mars* in seinen Text eingestellt. Meine Gründe aber, die ich oben noch nicht gegeben, sind diese: 1) ist in dem betreffenden Verse schon ein Gottesname, *Sautor,* enthalten und die Annahme eines zweiten widerstreitet dem sonstigen Aufbau des Gedichts; 2) hätte die Bezeichnung des Gottes als *Mavors* „Männerwender" in einem Arvalliede und im sonstigen Zusammenhange unseres Textes durchaus keinen Sinn.

Damit wäre denn auch die Persönlichkeit des Marmaros genügend klargestellt und als eine Abzweigung aus dem alten indogermanischen Sonnengott nachgewiesen.

Der nächste Gott, den ich behandle, ist der Ververos. Sein Name ist dem des *Marmaros* analog gebildet. Er hat die Regengüsse von den Saaten abzuwehren *(en saleis sta).* Und das sagt denn auch sein Name. Derselbe kommt her von dem idg. *ver* „wehren, hemmen, hindern, gefangen halten". Von derselben Wurzel kommt aber auch der vedische Gott *Vṛtrá*, und sein Geschäftskreis ist derselbe, den unser *Ververos* hat. Auch er wehrt den Wassern, wie dies z. B. folgende Stellen des Ṛgveda zeigen: *jás apás vavṛvâńsam vṛtrám gaghâna* „der den die Wasser hemmenden Vṛtra schlug" (Ṛgv, 2, 14, 2); *jád vṛtrám apás vavṛvâńsam hann* „als du den die Wasser hemmenden Vṛtra schlugst" (Ṛgv. 6, 20, 2); *jás avitha índram vṛtrája hántave vavṛvâńsam mahīs apás* „der du halfst dem Indra, den Vṛtra zu schlagen, der die grossen Wasser hemmte" (Ṛgv. 9, 61, 22). Aber nun zeigt sich ein sachlicher Unterschied zwischen Ververos und Vṛtra. Jener ist ein segnender, dieser ein verderblicher Gott, den Indra bekämpft und dazu zwingt, die von ihm eingeschlossenen Wolkenkühe ihr segenbringendes Nass auf die dürstende Erde strömen zu lassen. Aber der Unterschied ist kein primärer, sondern nur ein gewordener. Es ist nur die Kehrseite der Erscheinung, die wir oben besonders beim Sautor beobachteten. Wie bestimmte Göttergestalten, deren Wirken der Natur des Landes entsprach, an die Spitze des Götterkreises traten, so

sanken andere, deren Wirken der Natur des Landes nicht entsprach, herab und wurden zu bösen Göttern. Das ist dem indischen Vṛtra geschehen. Dem indischen Klima entsprach es, in dem Gotte, „der die Himmelswasser abhält", einen bösen Gott, den Dämon der Dürre, zu sehen, die Italiker aber, deren Fluren von Schnee und Regengüssen heimgesucht wurden, sahen in dem Gotte, „der die Himmelswasser abhält", einen segnenden Schirmherrn, dessen Beistand sie anriefen.

Man könnte geneigt sein, nachdem sich so die Verwandtschaft unseres *Ververos* mit dem vedischen *Vṛtra* herausgestellt hat, statt *Ververos* vielmehr *Verteros* lesen zu wollen, so dass beide Gottheiten auch im Namen völlig identisch wären. Ich glaube aber, das wäre zu weit gegangen. Zunächst liegt doch die Lesung *verter* dem überlieferten *berber* ferner, als mein *verver*. Sodann zeigt *Ververos* eine Bildungsweise, wie sie auch sonst bei mythologischen Dingen sich findet, so z. B. gleich in dem *Marmaros* unseres Liedes selbst und im gr. Τάρταρος. Diese reduplicierten Bildungen, denen ohne Zweifel eine intensive Bedeutung innewohnt, gehören mit zu den ältesten der indogermanischen Sprachen, und da unser Lied in dem *Marmaros* die gleiche Bildung zeigt, so scheint es mir nicht geraten, das *Ververos* durch die jüngere Bildung *Verteros* zu ersetzen. Und zu diesen besonderen Gründen gesellen sich auch noch prinzipielle Bedenken. Ich glaube nicht, dass man annehmen darf, in indogermanischer Urzeit sei alles schon so fixiert gewesen, wie in jüngeren Epochen. Ich meine vielmehr, dass man noch ein gewisses Fliessen annehmen muss. So kannten die alten Indogermanen wohl einen Gott, „der die Himmelswasser hemmte", benannten ihn auch mit Namen von der Wurzel *ver* „wehren, hemmen", aber, weil man sich dieser Benennung noch bewusst war, so war dieselbe noch nicht an eine bestimmte sprachliche Form gebunden, sondern in Freiheit mehrere Formen von der Wurzel *ver* neben einander in Gebrauch, also etwa *Ververos* und *Verteros,* von denen dann später die eine bei dem einen, die andere bei dem anderen Volksstamme sich fixierte. Dem

steht die oben gefundene Gleichung lat. *Sautor, Savetor* = skr. *Savitar* nicht entgegen. Hier haben eben zwei Volksstämme zufällig dieselbe Form fixiert, was ja natürlich auch vorkommen kann. Aus allen diesen Gründen also wird man sich dahin entscheiden müssen, dass die Lesung *Vertere* in unserem Liede allerdings möglich ist, dass aber bis dahin, dass sich etwa neue Gründe, vielleicht aus dem *Veturi* des Salierliedes, was ich hier aber nur andeuten will, für dieselbe ergeben sollten, *Ververe* den Vorzug verdient, zumal auch diese Form als proethnisch sich nachweisen lässt. Wie *Marmaros* im gr. *μάρμαρος, so hat *Ververos* im gr. εἴρερος, nach griechischen Lautgesetzen aus *ϝέρϝερος* hervorgegangen, seine genaue Parallele. Das Wort ist ein ἅπαξ λεγόμενον und erscheint nur Hom. Od. 8, 529:

οἱ δὲ τ᾽ ὄπισθεν
κόπτοντες δούρεσσι μετάφρενον ἠδὲ καὶ ὤμους
εἴρερον εἰςανάγουσι.

Gerade dieser Umstand, dass das Wort nur hier noch vorkommt, beweist, dass es ein schon bei Homer im Absterben befindliches, also zweifelsohne proethnisches Wort sei. Als Bedeutung desselben wird „Gefangenschaft„ oder „Gefängnis“ angegeben, früher auch wohl „Sklavin“. Letzteres ist bestimmt falsch, von jenen beiden scheint mir „Gefängnis“ den Vorzug zu verdienen, denn eben unser Gott *Ververos* verlangt die Bedeutung „bewachend, zurückhaltend, gefangen haltend“, substantivisch der „Zwinger“, was wohl auf das „Gefängnis“, nicht aber auf die „Gefangenschaft“ passt. Die Sache liegt also bei dem *Ververos* ähnlich, wie bei dem *Marmaros*. Beide Wörter sind proethnische, dort aber noch keine Götternamen, sondern Adjektiva. Aber die mit ihnen bezeichneten Göttergestalten selbst sind auch proethnisch, wenn auch mit anderen Namen benannt. Der *deivos marmaros* ist der indische *Sūria*, der *deivos ververos* der indische *Vṛtra*.

Die nächste Gottheit ist die Seia. Wenn auch sie selbst als Gottheit unter diesem Namen sich nicht bei den verwandten Völkern nachweisen lässt, so ist doch ihres Namens

Form bei denselben vorhanden. Im lit. *sėja* „Saat, Saatzeit“ (auch die Letten haben das Wort) liegt die ganz genau entsprechende Bildung vor, und damit ist denn der Name auch dieser Göttin als ein proethnisch bereits vorhandenes Wort erwiesen.

Ähnlich liegt die Sache bei den Semonen. Bezüglich ihrer hat schon Jordan (kr. Beitr. 206) das Richtige gesehen. Eine Erklärung dieses Wortes aus *semi-hemones* „Halbmenschen“ d. i. „Halbgötter“ oder aus *se-hemones* „Unmenschen“ ist im Ernste nicht diskutabel. Wohl aber ist es sprachlich und, nach Ausweis eben unseres Liedes, auch sachlich durchaus gerechtfertigt, wenn Jordan *Semo* für die Maskulinform zu *semen* erklärt und es durch „Saatgeist“ übersetzt. Und dies wird nun wieder dadurch bekräftigt, dass auch das Wort *sēmen* „Same“, gleich den übrigen Götternamen unseres Liedes, ein bereits in voritalischer Zeit ausgeprägtes ist. Es ist unmittelbar identisch mit altsl. *sěmę*, lit. *sėmů*, ahd. *sāmo*, alle dreie „Same, Saat“ bedeutend. Die letzteren beiden Formen sind sogar auch, gleich unserem *Semo*, männlich. das ist aber jedenfalls nur ein zufälliges Zusammentreffen, denn in *Semo* ist die Maskulinisierung ohne Zweifel nur eine Folge der Personifizierung.

Es bleiben uns endlich noch die Lases zu betrachten übrig. Für dieselben wird gemeiniglich etruskischer Ursprung angenommen. Das ist sprachlich wie sachlich falsch. Das Wort soll gleiches Stammes mit den etruskischen Vornamen *lar, laris, larθ* sein. Das ist unmöglich. Diese Wörter haben, wie ich etr. Fo. u. Stu. I, 80 sq. nachgewiesen habe, ein aus *au* hervorgegangenes *ā* (cf. oben pag. 49) und ein echtes *r*. In *Lases* hingegen ist kurzes *ă* und ein ursprüngliches *s*, welches erst später im Lateinischen nach dem bekannten Lautgesetz in *r* übergeht. Dieses ursprüngliche *s* zeigt auch das Etruskische selber noch in den Göttinnennamen *lasa*, der mit verschiedenen Zusätzen, als *sitmica* (Fa. no. 2096), *vecu* (Fa. no. 2484), *θimrae* (Fa. no. 500), *racuneta* (ibid.) sich findet,

und welchem das lat. *Lara* (Ov. fast. II, 599.) mit der genannten Umwandlung genau entspricht. Nun könnte man allerdings die Verwandtschaft mit *lar*, *laris*, *larθ* wegen der sprachlichen Unmöglichkeit, dass ein Stamm *laur-* und ein Stamm *las-* eins seien, fallen lassen und behaupten, die *Lases* gehörten zu diesen etr. *lasa* und seien diesen entlehnt. Aber dieser Annahme stehen sachliche Gründe entgegen. Wir haben oben (pag. 40 sqq.) gesehen, dass die Entstehungszeit unseres Liedes in eine Zeit fällt, wo die Italiker noch in den Terremare oder noch weiter nördlich wohnten. Da aber waren die Etrusker noch gar nicht in Italien (cf. Helbig, Ital. in der Poebene 99 sqq.) und ebensowenig waren sie Nachbarn der Italiker, wie gleichfalls aus Helbigs Darlegungen zu ersehen. Dann aber können auch die *Lases* den Etruskern nicht entlehnt sein, sondern es muss umgekehrt etr. *lasa,* wie so mancher andere Göttername, den Italikern entlehnt sein. Unter diesen Umständen müssen also auch die *Lares* eine indogermanische Etymologie haben und ihnen verwandte Gottheiten, ev. verwandte Wortformen (wie bei *Ops, Marmaros, Ververos, Seia, Semo)* bei den übrigen Indogermanen sich finden. Die ursprüngliche Form des Namens scheint *Lasi-s* zu sein, wie *Opi-s*, also ein *i*-Stamm. Man wird dies aus dem neben *Larum* sich findenden pluralen Genetiv *Lari-um* und der analogen Entwickelung von *Opis* zu *Ops* (cf. oben pag. 28 sq.) schliessen dürfen. Ein Stamm *lasi* kann sowohl in *la-si* wie in *las-i* zerlegt werden. Schon die Analogie von *op-i* macht letzteres wahrscheinlicher, zur Gewissheit wird es durch die *Larunda* (Varro, l. l. 5, 74. Mü.). Dies ist eine ganz klare, nebenbei gesagt, indogermanische Bildung, wie *secundus* etc. und zerlegt sich somit in *Lar-unda.* Und wie nun *secundus* von *sequor, oriundus* von *orior* sich ableitet, so haben wir auch für *Larunda* ein altes Verb **laso, *lasĕre* (resp. **lasor, *lasi*) vorauszusetzen. Ein solches findet sich nun freilich weder im Lateinischen, noch in den anderen italischen Dialekten, aber die verwandten Sprachen bieten es. Man hat versucht, die Laren an skr. *las* „begehren", gr. λιλαίομαι

„begehren“ anzuschliessen, aber sicher mit Unrecht. Zunächst heisst das skr. Verbum *lāṣāmi* und *lāṣjāmi*, so dass die Wurzel gar nicht *las*, sondern *laṣ* heisst, was nach indischen Lautgesetzen für *lakṣ* steht. Dieses *lakṣ* aber ist eine desiderative Bildung von einer Wurzel *lagh*, die im gr. λαγχάνω und im deutschen *erlangen* erhalten ist, und es bedeutet somit skr. *lāṣāmi* ursprünglich zu „erlangen suchen“. Auch gr. λιλαίομαι ist schwerlich mit lat. **laso* verwandt, denn es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob λιλαίομαι wirklich, wie man meint, für λιλάσιομαι stehe. Und ebenso wenig, wie sprachlich, passt diese Etymologie sachlich, denn die *Lares* sind doch wahrlich keine *Cupidines*.

Wohl aber haben wir ein mit lat. **laso* unmittelbar identisches Wort in skr. *lāsāmi* „strahlen, glänzen“. Das giebt uns eine durchaus sachlich entsprechende Erklärung für *Lara*, *Larunda* und *Lares*. Zunächst ist daran zu erinnern, dass ja auch die *dēvās* „Götter“ als die „leuchtenden“ bezeichnet sind. Aber ausser dieser allgemeinen Analogie haben wir nun auch bei den genannten Gottheiten selbst Kennzeichen genug, die sie als die „glänzenden“ bezeichnen. Zunächst heisst die Schwester der *Lara* bei Ovid (fast. II, 603.) *Juturna*. Hierfür ist die ältere Form *Diuturna* (cf. Jordan zu Preller, röm. Myth. II^3, 128). Eine Ableitung dieses Namens aus *diuturnus* „langdauernd“ giebt keinen annehmbaren Sinn, auch an *juvare* wird kaum zu denken sein. Der Name schliesst sich vielmehr an skr. *djotar*, das Nomen verbale zu skr. *djut* „leuchten, glänzen“, und zeigt diesem gegenüber dieselbe Weiterbildung, die wir oben bei *Saturnus* und *Diana* beobachteten. Es heisst also *Diuturna* die „glänzende, leuchtende“, und da ist die Benennung der anderen Schwester mit einem ähnlichen Namen doch wohl natürlich genug. Es bedeutet daher auch *Lara*, die „strahlende, glänzende“.

Diese *Lara* aber ist nach Ovid die Mutter der Lares compitales. Bekanntlich giebt es eine grosse Anzahl aller möglichen Lares, welche das Gemeinsame haben, dass sie schützende Genien niederen Ranges sind. Die Hauslaren bilden nur eine

bestimmte Gruppe der Laren überhaupt, und der Begriff der Laren ist ein viel allgemeinerer. Sachlich entsprechen sie genau den Elben der deutschen Mythologie. Der Name dieser aber, altn. *álfar,* mhd. *elbe,* ist von Grimm (Myth. I[4], 367) zweifellos richtig als die „weissen, lichten" gedeutet. Damit wäre also einerseits die sprachliche Parallele zu den *Lases,* den „strahlenden, glänzenden", gefunden und andererseits die Lases selbst als ein bereits proethnisch fixiertes Göttergebilde nachgewiesen, welches man mit verschiedenen, aber unter sich synonymen Namen benannte. Ja, es scheint sogar, als ob auch die Wurzel *albh* „weiss sein, leuchten", von der die *álfar* ihren Namen haben, den Italikern zur Bezeichnung der Elementargeister nicht fremd gewesen sei. Haben wir doch die Nymphe *Albunea,* und vielleicht ist auch der *Albsis pater* (cf. ephem. epigr. II, 198.) zu unseren Geistern gehörig.

Dieser Auffassung der Lares als Elben stehen auch die etruskischen *Lasae* nicht entgegen. Wir finden sie dargestellt als dienende Gottheiten, in verschiedener Verwendung, z. B. als Schicksalsbotinnen, weiblich, „einmal nach Haartracht und Muskulatur jünglingsartig", meist geflügelt, oft mit Zweigen oder Blumen in den Händen oder auch auf Blumenkelche gelagert (cf. Mü.-De. II, 97 not. 50; De. etr. Fo. IV, 43 sq.). Ich sollte meinen, dass in dieser Schilderung die Elben denn doch wohl mit Händen zu greifen sind.

Damit wären denn auch die letzten Gottheiten unseres Liedes als bereits proethnisch vorhanden nachgewiesen.

Aber nicht bloss die in dem Liede genannten Gottheiten reichen in dieser oder jener Weise über die italische Zeit hinaus, sondern das Gleiche lässt sich auch für die Gebetsformeln des Liedes oder die in ihnen enthaltenen Ausdrücke nachweisen.

Da ist zunächst das *rēs* in der Bedeutung „Reichtum, Vermögen". Es giebt im Sanskrit zwei Wörter *rás* und *rajís,* beide „Gut, Reichtum" bedeutend und zu *rā* „geben" gehörig. Beide ergeben lateinisch eine Form *rēs* und, da sie in ihrer Deklination schon im Sanskrit sich mit einander

mischen, so lässt sich nicht entscheiden, welchem von ihnen lat. *rēs* entspricht. Möglich, dass auch dieses aus beiden Stämmen sich mischte. Beide Wörter nun spielen bei den Anrufungen der Götter im Ṛgveda eine grosse Rolle. So haben wir (ich gebe die Belege der besseren Verständlichkeit halber durchweg ohne Sandhi) z. B. *rājás* (acc. plur. von *rás*) „Schätze" in folgenden Anrufungen: *rājás pūrdhi* „Schätze fülle zu" (Ṛv. 1, 36, 12; 8, 84, 4.); *rājás — çagdhi nas* „Schätze spende uns" (Ṛv. 2, 2, 12.); *tá nas çaktam — rājás* „spendet ihr beiden uns Schätze" (Ṛv. 5, 68, 3.); *makṣú rājás — dāta* „schnell gebt Schätze" (Ṛv. 7, 56, 15.) u. a.; so haben wir das noch häufigere *rajím* (acc. sing. von *rajís*) „Reichtum" z. B. in: *sá nas — rajím dās* „gieb du uns Reichtum" (Ṛv. 5, 33, 6.); *ágne rajím — dhehi* „o Agni, schaffe Reichtum" (Rv. 6, 8, 5.); *rajím — asmé — dhattam* „Reichtum schaffet uns beide" (Ṛv. 1, 47, 6.); *sá tvám nas — rajím rāsva* (von *rā* „schenken") „du schenke uns Reichtum" (Ṛv. 8, 23, 12.); *rajíṃ gṛṇaté rirīhi* (gleichfalls von *rā*) „Reichtum schenke dem Sänger" (Ṛv. 6, 65, 6.); *tvám rajím — nas kṛdhi* „mache du uns Reichtum" (Ṛv. 10, 167, 1.); *asmé rajím — kṛdhi* „mache uns Reichtum" (Ṛv. 3, 1, 19.) *á indra — rajím — bhara* „herbei, o Indra, bringe Reichtum" (Ṛv. 1, 8, 1.); *á nas agne rajím bhara* „herbei uns, o Agni, bringe Reichtum" (Ṛv. 1, 79, 8.) und in vielen anderen Stellen, unter denen besonders die bemerkenswert sind, in denen das Verbum nach der Natur des betreffenden Gottes ausgewählt ist, wie z. B. in *sá nas á vaha — rajím divas duhitar* „du fahre uns Reichtum herbei, o Himmelstochter" (d. i. die Uschas, die Göttin der Morgenröte, welche am Himmel heraufährt) (Ṛv. 6, 64, 4.); *á nas açvinā — ráthena — rajím vahatam* „herbei fahret uns, ihr beiden Açvinen (d. i. Rosselenker), mit eurem Wagen Reichtum" (Ṛv. 1, 34, 12.); *ágne çuçugdhi á rajím* „o Agni (d. i. Gott des Feuers) glänze Reichtum herbei" (Ṛv. 1, 97, 1.); *rajím asmásu dīdihi* „strahle uns Reichtum, (o Agni)" (Ṛv. 2, 2, 6.); *á indo — rajím — pavasva* „Reichtum ströme herbei, o

Indu“ (d. i. „Tropfen“, Bezeichnung des Somatrankes) (Ṛv. 9, 29, 6.); *á nas rajím ṛbhavas takṣata* „Reichtum zimmert uns herbei, o ihr Ṛbhus“ (d. s. die göttlichen Zimmerleute und Wagenbauer) (Ṛv. 4, 36, 8.). Diese Stellen beweisen uns, dass wir in dem *rēs* „Reichtum“ ein uraltes Wort vor uns haben, dessen Gebrauch in sakralen Formeln weit über die italische Zeit hinaufreicht.

Und ein Gleiches gilt von dem *en ple* unseres Liedes. Unter den soeben aufgeführten Stellen für *rás* zeigt die erste zweimal belegte die Formel *rājás pūrdhi* „fülle Reichtümer“. Dies *pūrdhi* ist Imperativ eines Verbums von der Wurzel skr. *par, prā* „füllen“, deren Reflex im Griechischen und Lateinischen πλη, *plē* lautet. Es entspricht also die Wendung *rājás pūrdhi* dem *rem (en) ple* unseres Liedes. Und dies *par* ist nun ein in den Gebetsformeln des Veda häufig angewandtes Verbum. So finden wir z. B.: *evá nas indra váriasja pūrdhi* „so, o Indra, fülle uns mit Gut“ (Ṛv. 7, 24, 6.), und dasselbe Verbum tritt, was besonders wichtig ist, da ein, wo von Nahrung, Speise, Feldfrüchten u. dgl. die Rede ist. Derartige Stellen sind: *djaús pṛthivī́ — pipṛtám nas bhárīmabhis* „Himmel (und) Erde mögen uns füllen mit Nahrung“ (Ṛv. 1, 22, 13.); *pūrdhí jávasja kāçínā* „fülle (uns) mit einer Handvoll Gerste“ (Ṛv. 8, 67, 10.): *tám úrdaram ná pṛnatā jávena índram sómebhis* „ihn, den Indra, füllt mit Somatränken, wie einen *ūrdara* (Pb. Wb. „Scheffel“, aber auch „Scheuer“ ist möglich) mit Gerste“ (Ṛv. 2, 14, 11.). Diese Bespiele beweisen uns also, dass auch das *en ple* unseres Liedes in sakralen Formeln, besonders, wo es sich um Gaben zur Nahrung u. dgl. handelt, in voritalische Zeit hinaufreicht.

Und was nun endlich die ganze Konstruktion *rem en ple,* d. h. *implere aliquid alicui rei* anlangt, die wir oben (pag. 28) im Lateinischen nicht mehr nachweisen, sondern nur nach der Analogie von *dono* und *impertio* erschliessen konnten, so bietet uns der Ṛgveda auch diese, indem er bei seinem *par* „füllen“ nicht nur *aliquid aliqua re* (instr. oder gen.), sondern auch *aliquid alicui rei* konstruiert.

Wir kommen zu der Wendung *fovom fere* „bringe Wachstum“. Auch sie ist der Reflex einer alten sakralen Formel aus voritalischer Zeit, gleich dem *rem en ple*. Die dem lat. *fere* entsprechende Sanskritform lautet *bhara*, und diese ist uns bereits oben in einigen Belegstellen zu *rajís* entgegengetreten, wo es hiess: *rajím bhara* „bring Reichtum“. In ähnlichen Wendungen erscheint nun das *bhara* in reichster Fülle. Beispiele mögen sein: *tuám agne — rátnam bhara* „du, o Agni, bringe Reichtum“ (Ṛv. 4, 2, 13.); *vásu — á bhara* „bringe Gut herbei“ (Ṛv. 8, 45, 40. 42.); *á bharā vásūni* „bringe Güter herbei“ (Ṛv. 7, 77, 4.); *k'itrám rádhas á bhara* „schönen Reichtum bringe herbei“ (Ṛv. 7, 81, 5.); *sá nas rádhāṅsi á bhara* „du bringe uns Reichtümer herbei“ (Ṛv. 7, 15, 11.); *váriam agne — á bhara* „Schatz, o Agni, bringe herbei (Ṛv. 5, 16, 5.); *vā́gam á bharā nas* „Nahrung bringe uns herbei“ (Ṛv. 1, 63, 9.); *á bharā bhóǵanāni* „bringe Lebensmittel herbei“ (Ṛv. 5, 4, 5.); *íṣam stotṛ́bhjas á bhara* „Labetrank bringe den Sängern herbei“ (Ṛv. 5, 6, 1—10.); — *nas pitúm á bhara* „Trank bringe uns herbei“ (Ṛv. 8, 32, 8.). Das ist also, was den allgemeinen Bau anlangt, dieselbe Formel, wie sie in dem *fovom fere* unseres Liedes vorliegt.

Diese ganze Formel würde im Sanskrit *bhavám bhara* lauten, findet sich aber so im Ṛgveda nicht, wie dieser denn das Substantiv *bhavás* überhaupt nicht gebraucht. Das spätere Sanskrit kennt das Wort, aber in der sehr abstrakt gewordenen Bedeutung „Entstehung“. Dass aber diese aus einer älteren Bedeutung „Wachsen, Wachstum“ hervorgegangen sei, lehrt uns das Griechische. Hier ist die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel *bhū* in dem Verbum φύω „wachsen lassen; wachsen“ deutlich genug in Stellen, wie σκῆπτρον οὔποτε φύλλα καὶ ὄζους φύσει (Hom. Il. 1, 234 sq.); τοῖσι δ' ὑπὸ χθὼν δῖα φύεν νεοθήλεα ποίην (ibid. 14, 347.); οἱ ὄζοι ἐπ' ἀκροτάτῃ πεφύασιν (ibid. 4, 484.); ἀλλὰ τά γ' ἄσπαρτα καὶ ἀνήροτα πάντα φύονται (Od. 9, 109.). Diese Stellen zeigen sehr bestimmt, dass die eigentliche Bedeutung der Wurzel *bhū* die des physischen „Wachsens“ sei, insbesondere von Pflanzen. Diese

letztere besondere Beziehung gerade auf das Pflanzenleben tritt ja auch in φυτόν „Gewächs“ d. i. „Pflanze“ deutlich hervor. Die Bedeutung „Wachsen, Wachstum“ muss also auch für skr. *bhavás* die ältere gewesen sein.

Es fragt sich nun, ob das Fehlen des Wortes *bhavás* resp. der Formel *bhavám bhara* im Ṛgveda sich genügend erkläre. Und das scheint mir allerdings so. Zunächst ist zu beachten, dass auch das dem gr. φύω entsprechende Verbum *bhávāmi* im Ṛgveda bereits seine ursprüngliche Bedeutung „wachsen“ eingebüsst und die abstrahierte „werden, entstehen“ angenommen hat. Dadurch wird es wahrscheinlich, dass auch das Substantiv *bhavás* nicht erst im späteren Sanskrit, sondern schon im vedischen die abstrakte Bedeutung „Entstehung“ gehabt habe. Ferner aber kommt hinzu, dass die Inder des Ṛgveda im wesentlichen Viehzüchter sind und der Ackerbau durchaus zurücktritt. So werden denn wohl die Götter oft genug um Fruchtbarkeit der Herden angegangen, aber kaum je um Wachstum und Gedeihen der Feldfrucht. Aus diesen beiden Gründen, denke ich, erklärt es sich zur Genüge, weshalb uns im Ṛgveda die Formel *bhavám bhara* als solche nirgend entgegentritt. Trotzdem kann sie bestanden haben, wenn aber auch nicht, so ist doch das *fovom fere* unseres Liedes wenigstens nach dem Prototyp einer alten, voritalischen Gebetsformel gebaut, deren anderweite Reflexe in den angeführten Stellen des Ṛgveda erhalten sind.

Es giebt aber auch noch eine zweite Möglichkeit, die Formel *fovom fere* zu erklären und zu deuten. Oben (pag. 56) bei der Besprechung des Sautor ist uns die Form skr *bhágas* entgegengetreten. Dort war sie ein Beiname des Savitar und hiess der „Spender“. Aber dasselbe Wort bedeutet auch „Spende, Segen, Reichtum“ und wird im Ṛgveda vorwiegend von den Segensgaben der Götter gebraucht, wie es denn auch in der Bedeutung „Spender“ fast ausschliesslich Epitheton der Götter ist. Auch dies Wort findet sich nun mit *bhara* = *fere* verbunden, z. B. in *á nas bhara bhágam indra*

djúmantam „herbei bringe uns, o Indra, glänzenden Reichtum“ (Ṛv. 3, 30, 19.). Da nun lat. *fovos* nicht bloss = skr. *bhavás*, sondern auch durch *fogvos* hindurch = skr. *bhágas* sein kann, so kann *fovom fere* unmittelbar = skr. *bhágam bhara* sein und „bringe Segen, Reichtum“ bedeuten. Damit würde dann in den beiden Bitten *rem en ple, Opis* und *Sautor, fovom fere* ein vollständiger Parallelismus vorliegen. Und dieser selbe Parallelismus zwischen *rajís* und *bhágas* lässt sich nun auch im Ṛgveda wieder belegen. Er liegt vor z. B. in *asmé rajím ná suártham dámūnasam | bhágam dákṣam ná paprḱāsi dharṇasím* „Schatz, schönwirkenden, dem Mangel wehrenden, Reichtum, tüchtigen, kräftigen fülle uns zu“ (Ṛv. 1, 141, 11.); *vīrám ḱa nas á pavasvā bhágam ḱa | .... rajím ḱa nas á pavasvā samudrád* „einen Sohn und Reichtum ströme uns herbei, ... Schatz ströme uns herbei aus dem Meere“ (Ṛv. 9, 97, 44.). Eben um dieses Parallelismus halber scheint mir diese Erklärung vorgezogen werden zu müssen, obgleich natürlich die Deutung des *fovom fere* als „bring Wachstum“ sachlich und sprachlich ebenso gut möglich ist.

Die Bedeutung des Wortes *salum* als „Wasserschwall“ im Sinne von „Regengüsse“ wird ebenfalls auf sprachwissenschaftlichem Wege d. h. durch die Etymologie sicher gestellt. Das Wort ist eines Stammes mit skr. *sáras* „Wasser, See, Teich“, *sarasí* „Teich“, *sarít* „Fluss, Bach“, *salilá* (assimiliert für *sarilá*) „Meer, Flut“, altpreuss. *salus,* welches im Elbinger Vokabular durch „reynflis“ d. i. „Regenbach“ glossiert ist. Alle diese Wörter kommen von einer Wurzel, welche „strömen, fliessen“ bedeutet, und sie alle bezeichnen daher ganz allgemein nur „strömendes Wasser“. Am nächsten steht unserem *saleis* die altpreussische Form. Das *salus* ist eine im Elbinger Vokabular öfter sich findende ungenaue Schreibung für *salōs*, dies aber ist der Plural eines weiblichen *sala.* Die ganze Differenz zwischen dem altpreussischen und lateinischen Worte ist also nur das abweichende Genus. Und so wie sich dieses altpr. *salus* auf den Regen bezieht, so bedeutet auch das *saleis* unseres Liedes „Regengüsse“. Eine genaue sprach-

liche Parallele hierzu bietet uns wieder der Ṛgveda. Das gewöhnliche vedische Wort für „Meer“ ist *samudrás*, welchem ein gr. *ὁμυδρός entsprechen würde. Auch dieses Wort bedeutet also nur allgemein „Wasserfülle“, wird aber nun im Ṛgveda, genau wie das *salum* in unserem Liede, auch zur Bezeichnung der „Himmelsgewässer“ gebraucht, wofür das Pb. Wb. eine ziemliche Anzahl Belege hat, von denen ich aber hier keine aufführe, weil die Beziehung auf die Himmelswässer sich nur im Zusammenhang des ganzen Liedes erkennen lässt, genau wie auch bei unserem *saleis* sich die Bedeutung „imbribus“ erst aus dem Ganzen des Liedes ergiebt.

Auch die ganze Wendung *en saleis sta, Ververe* „stehe entgegen den Wassern, o Ververos“ hat ihr Seitenstück im Ṛgveda, doch ist es dort das Kompositum *pari ṣṭhā* „umstellen“, welches vom Hemmen der Himmelsgewässer gebraucht wird. So findet es sich an folgenden Stellen: *pári-ṣṭhitam asṛ́gas ūrmím apám* „die ringsumstellte (d. i. gehemmte) Woge der Gewässer liessest du fliessen“ (Ṛv. 6, 17, 12.); *srṛ́ás mahís indra jás apinvas | páriṣṭhitās áhinā çūra pūrvís* „du liessest fliessen die Ströme, o Indra, welche du schwelltest, die vielen von dem Ahi umstellten, o Held“ (Ṛv. 2, 11, 2.); *tuám indra srávitavaí apáskar | páriṣṭhitās áhiñā çūra pūrvís* „du, o Indra, machtest die Wasser strömen, die vielen von dem Ahi umstellten, o Held“ (Ṛv. 7, 21, 3.); *vṛtrám ǵaghanván asṛ́ǵat ví síndhūn | páriṣṭhitās atṛṇat badbadhānás | sīrás índras srávitave pṛthivjá* „den Vrtra erschlagen habend, liess Indra die Flüsse ausströmen, die umstellten, eingesperrten Ströme machte er frei, zu fliessen auf die Erde“ (Ṛv. 4, 19, 8.). An allen vier Stellen ist der, der die Wasser umstellt, d. h. sie am Niederfliessen hindert, der Vṛtra, den wir oben als den Ververos ermittelt haben. Es ist also auch in diesem Teile unsers Liedes die Parallele mit dem Ṛgveda eine vollkommene.

Endlich findet auch das *sa en corre* „betritt sie (sc. die Fluren)“ im Ṛgveda seine Parallele. Das lat. *curro* ist nach den lateinischen Laut- und Wortbildungsgesetzen als aus

**querno* hervorgegangen anzusehen. Der Wurzelbestandteil *quer* erscheint im Sanskrit als *ḱar*. Es entspricht daher dem lat. *curro* das skr. *ḱarāmi*, wenn auch beide Verba nach verschiedenen Konjugationen gehen. So wie nun lat. *en corro* von dem Betreten einer Örtlichkeit durch eine Gottheit in unserem Liede gesagt ist, genau so werden im Ṛgveda die Komposita *á ḱar* und *úpa ḱar*, auch im Doppelkompositum *úpa á ḱar*, in ganz gleicher Verwendung gebraucht. Beispiele sind: *tás á ḱaranti samaná purástād* „sie (sc. die Morgenröten) kommen herbei gemeinschaftlich von Osten" (Ṛv. 4, 51, 7.); *víças asmákam á ḱara* „zu unseren Häusern komme herbei, (o Rudra)" (Ṛv. 1, 114, 3.); *úpa nas dúras ḱara* „zu unseren Thüren komm herbei, (o Rudra)" (Ṛv. 7, 46, 2); *úpa nas pito á ḱara* „komme herbei zu uns, o Pitu (Personifikation der Nahrung)" (Ṛv. 1, 187, 3). Damit ist also auch der Gebrauch des *curro* und seiner Komposita bei Aufforderungen an die Götter, irgendwohin sich zu begeben, als voritalisch nachgewiesen.

Es stellt sich somit heraus, dass, wie die Göttergestalten unseres Liedes und zum Teil auch ihre Namen, so auch die Gebetsformeln desselben, sei es wörtlich, sei es ihrem Typus nach, über die italische Zeit der Italiker hinaufreichen. Man könnte bezüglich der Gebetsformeln meinen, dass eine zufällige Ähnlichkeit vorliege, kein geschichtlicher Zusammenhang, aber eine solche Annahme ist leicht zu widerlegen durch den Hinweis auf lat. *crēdo*. Es ist längst bekannt und allgemein anerkannt, dass dies dem skr. *çrád dadhāmi* „Vertrauen setzen, Glauben schenken" entspricht, wie es mehrfach im Ṛgveda belegt ist, z. B. durch *çrád dadhati tviṣīmate índrāja* „sie vertrauen dem gewaltigen Indra" (Ṛv. 1, 55, 5.); *çrád te dadhāmi pramathája manjáve* „auf deinen ersten Eifer setze ich mein Vertrauen" (Ṛv. 10, 147, 1.). Wenn aber in *crēdo* sich, wie jeder zugiebt, die alte Formel *çrád dadhāmi* wiederfindet, dann kann es auch keinem Zweifel unterliegen, dass unter dem Schutze der religio (cf. oben pag. 15) auch noch andere derartige Formeln durch die Jahrhunderte hin-

durch sich retten konnten und dass daher der Zusammenhang zwischen den identischen Formeln skr. *rajím pūrdhi* = lat. *rēm plē* und skr. *bhágam bhara* = lat. *fovom fere* ein geschichtlicher sei.

Es ist bei der vorstehenden Untersuchung der etwaige metrische Bau unseres Liedes völlig aus dem Spiel geblieben. Dies ist deshalb geschehen, weil die Gefahr nahe lag, dass die Interpretation durch vorgefasste Ansichten über das Wesen des Saturniers, in dem ja nach allgemeiner Annahme das Lied abgefasst sei, hätte beeinflusst werden können. Aus diesem Grunde schien es mir zweckmässiger, den Text des Liedes zunächst nach den sachlichen und sprachlichen Indicien zu analysieren und dann erst das so gewonnene Resultat auf seinen metrischen Bau hin zu untersuchen.

Dass unser Lied überhaupt metrisch gebaut sei, folgt zwar aus der Bezeichnung als carmen nicht mit Notwendigkeit, ist aber doch der Sache nach wohl als wahrscheinlich anzunehmen. Und so fügt sich denn auch in der That der Text des Liedes, wie er von mir hergestellt, sehr leicht einem metrischen Schema. Freilich ist dies, wie sich sogleich ergeben wird, nicht der gewöhnliche Saturnier.

Ich lese nun unser Lied metrisch folgendermassen:

ē, nós, Lāseís, jŏvátĕ!
nĭvéd lŭĕ árvă, Mármărĕ!
Sēiá, să én córrĕ!
rém én plé, Ŏpís!
Saūtór, fŏvóm fĕrĕ, máxŭmĕ!
én săleís stā, Vērvérĕ!
Sēmóneís āltérneì
ád vōs cắpĭtĕ coúnctòs!
ē, nós, Mārmắrĕ, jŏvátòd!

Einzelne dieser Verse lassen sich auch anders lesen. Abgesehen von etwaiger Elision, auf welchen Punkt ich hier nicht näher eingehen will, sind folgende abweichenden Messungen möglich:

Saútōr, foúm fĕrĕ, máxŭmĕ;
Sémōneîs āltérneî oder
Sēmóneīs áltérneî.

Diese Lesungen sind möglich, meine obigen Messungen sind mir jedoch wahrscheinlicher. Für nicht zulässig hingegen halte ich, zu messen:

ād vós cắpĭtĕ coúnctòs.

Bekanntlich tritt in den altlateinischen Versen der Wortaccent neben der Quantität mehr hervor, als später. Nun aber trägt bei Verben, die mit Präpositionen komponiert sind, zunächst begrifflich die letztere den Ton, insbesondere wenn sie in der Tmesis erscheint. Und dass das nicht bloss begrifflich, sondern auch geschichtlich so war, zeigt uns die Betonung des Sanskrit und Griechischen. In jenem heisst es durchaus *á vakṣati* „er fahre herbei"; *á gamat* „er gehe herbei"; *prá ketajati* „er erhellt"; *úpa gahi* „gehe heran"; *sám ṛṇǵate* „sie streben hin"; *úd jemire* „sie haben erhöht" und so stets. Ähnlich ist das griechische μετὰ δ'ἰὸν ἕηκεν; πρὸ γὰρ ἧκε; ἐπὶ μέγαν ὅρκον ὀμοῦμαι u. s. w., wo der Accent auf der Verbalform wohl erst jüngeren Ursprunges ist. Und dass nun auch das alte Latein so betonte, zeigt uns das *én córrè* und deutlicher noch das *én saleís sta,* welches eine andere Messung nicht zulässt. Und eben auf Grund dieses letzteren halte ich auch ein *ad vós cápite* für unzulässig.

Das *triumpe* habe ich bei der metrischen Anordnung des Textes weggelassen, weil ich dasselbe, wie schon oben (pag. 37) gesagt, für späteren Zusatz halte.

Ohne das *triumpe* ergeben sich also, wie man sieht, im ganzen neun Verse. Das wären also $4^1/_2$ oder, wenn man den ersten und letzten Vers, wie gewöhnlich geschieht, als für sich stehend ansehen will, $3^1/_2$ der gewöhnlichen Saturnier. Schon dies macht die Annahme von Saturniern im gewöhnlichen Sinne bedenklich. Wir erhalten dann auf alle Fälle halbe saturnische Verse, im ersteren Falle einen, im letzteren gar drei. Wenn aber auch nur ein Halbvers übrig bleibt, so wird man mit Recht fragen, weshalb wir denn überhaupt

die Verbindung je zweier Halbverse zu einer Langzeile annehmen müssen oder auch nur dürfen, und ob nicht vielmehr jeder Halbvers als ein selbständiges Ganze anzusehen sei. Ein Grund für die Annahme von Langzeilen, wie sie dem gewöhnlichen Saturnierschema entsprechen würden, liegt nirgend vor. Zwar gehören die beiden Kurzzeilen

Semóneís altérneì
ád vos cápite coúnctòs

grammatisch zusammen, aber alle übrigen Kurzzeilen bilden auch grammatisch ein Ganzes, und die Mehrzahl wird doch wohl als die Norm anzusehen sein, und es wird sich daher kaum aus der grammatischen Einheit vorstehender beider Kurzzeilen etwas über ihre metrische Zusammengehörigkeit schliessen lassen. Spricht also dieser Umstand nicht mit Bestimmtheit für die Existenz der Langzeile, so spricht ein anderer Umstand mit Bestimmtheit dagegen. Dies ist die Art, wie die dreimalige Wiederholung der einzelnen Teile des Gedichtes sich zu den Kurzzeilen verhält. Der erste wiederholte Teil umfasst eine Kurzzeile, der zweite drei Kurzzeilen, der dritte und vierte je zwei Kurzzeilen, der fünfte eine Kurzzeile. Das spricht mit Entschiedenheit gegen die Verbindung je zweier Kurzzeilen zu einer Langzeile, sofern es zeigt, dass die Zusammenlegung mehrerer Kurzzeilen zu einem Ganzen nicht auf Grund der Metrik, sondern auf Grund eines andern Prinzips stattgefunden hat. Dieses kann aber kaum etwas anderes gewesen sein, als der Inhalt, resp. die sachliche Zusammengehörigkeit der Kurzzeilen.

Freilich lässt sich fragen, ob in bezug auf diesen Punkt wohl die Überlieferung, die ja sonst so viele Fehler habe, für zuverlässig zu halten sei. Die Frage ist berechtigt, und ich glaube wirklich, dass auch hier die Überlieferung fehlerhaft sei. Inhaltlich scheint mir folgende Gruppierung notwendig:

e, nos, Laseis, jovate!
nived lue arva, Marmare! | Seia, sa en corre!
rem en ple, Opis! | Sautor, fovom fere, maxume!

en saleis sta, Ververe!
Semoneis alternei | ad vos capite counctos!
e, nos, Marmare, jovatod!

Die Zusammengehörigkeit der Bitten an Marmaros und Seia ergiebt sich durch das auf *arva* bezogene *sa,* während bei den Bitten an die Opis und den Sautor die Zusammengehörigkeit aus der Zusammengehörigkeit des angerufenen Götterpaares und dem Parallelismus des *rem en ple* mit dem *fovom fere* folgt. Auch bei dieser Einteilung gewinnen wir drei isolierte Kurzzeilen, und dieses Ergebnis verbietet meines Erachtens durchaus die Annahme metrischer Langzeilen. Ich glaube nicht, dass in dieser Weise Lang- und Kurzzeilen hätten gemischt werden können.

Dies ist meines Erachtens der erste Punkt, in welchem sich der metrische Bau unseres Liedes von dem späteren Saturnier unterscheidet, aber damit sind die Unterschiede noch nicht erschöpft. Zunächst zeigen Vers 2, 4, 5, 6 (mit Vers bezeichne ich von hier ab die Kurzzeile) unweigerlich, dass jedem Verse auch vier Hebungen zukommen können. Das ist nun freilich auch sonst schon angenommen (cf. z. B. Jordan, krit. Beitr. 210. 222.). aber in Fällen, die nicht zwingender Natur waren. Unsere vier Fälle aber sind das, die betreffenden Verse können nicht anders gelesen werden. Das ist aber eine Sache von grosser Wichtigkeit. Es ist aus allgemeinen metrischen Gründen unmöglich, dass Verse mit drei und solche mit vier Hebungen gleichwertig seien. Wenn nun mehrere Kurzzeilen, wie oben, vier Hebungen haben, so folgt daraus unweigerlich, dass jede halbe Kurzzeile von Hause aus vier Hebungen hatte, und dass die Verse, welche in unserem Liede anscheinend nur drei Hebungen haben (Vers 1, 3, 7, 8, 9), in Wirklichkeit so zu lesen sind, dass die letzte Silbe den auch in der alten deutschen Metrik bekannten Halbton trägt, wie ich ihn vorstehend durch ` bezeichnet habe, und dass die so gemessenen Verse erst durch die Unterdrückung der letzten Senkung aus einem Vierhebungsverse entstanden seien.

So haben früher schon Bartsch und Westphal die Sache angesehen, und so hat auch neuerdings Frederic Allen in seiner trefflichen Abhandlung „über den Ursprung des homerischen Versmasses“ (Kuhns Zeitschr. 24, 576 sqq.) geurteilt. Das ist also das Zweite, wodurch der Vers des Arvalliedes von dem späteren Saturnier abweicht.

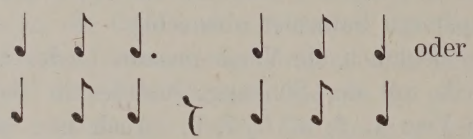
Weiter beginnen die Verse unseres Liedes teils mit der Hebung, teils mit der Senkung, ersteres in Vers 4, 6, 8, letzteres in Vers 1, 2, 3, 5, 7, 9. Auch hier ist von dem späteren Saturnierschema, dass der erste Halbvers mit der Senkung, der zweite mit der Hebung beginne, noch nichts zu spüren, unser Lied hat vielmehr noch völlige Freiheit. Auch dieses Resultat stimmt mit dem von Allen (l. c. 585) auf anderem Wege gefundenen durchaus überein.

Auch mit dem Ritschlschen Gesetze, dessen Richtigkeit ich übrigens hier dahingestellt sein lassen will, dass in jedem Halbverse nur eine Senkung fehlen könne, ist es in unserem Liede nichts. Dasselbe gestaltet sich, abgesehen von der Anfangssenkung, vielmehr so:

e, nos, Laseis, jova⏑⏑te!
nived lue arva, Marmare!
Seia, sa en⏑cur⏑⏑re!
rem⏑en⏑ple, Opis!
Sautor, fovom fere, maxume!
en saleis sta, Ververe!
Semo⏑neis alter⏑⏑nei
ad vos capite counc⏑⏑tos!
e, nos, Marmare, jova⏑⏑tod!

Es fehlen also in mehreren Versen zwei Hebungen, und zwar in allen drei überhaupt möglichen Variationen der Stellung. Auf eine unterdrückte Senkung führt sich, wie schon vorhin bemerkt ist, natürlich auch, wie vorstehende Schreibung andeutet, die Herausbildung des Halbtones am Versende zurück. Dies beliebige Fehlen der Senkungen, welches übrigens in der Metrik anderer Völker seine genaue Parallele findet, erklärt sich mit Leichtigkeit aus dem Umstande, dass unser

Lied gesungen wurde. Da, wo im Texte die Senkungen fehlen, wurde je nach dem Sinne der Stelle, die vorhergehende Note gehalten oder es trat eine Pause ein, so dass also das Schema, in Noten dargestellt, so aussieht:



Auch dieses aus unserem Liede sich ergebende Resultat stimmt mit den Ergebnissen Allens (l. c. 585) wieder durchaus überein.

Alles in allem gewinnen wir also aus der Betrachtung unseres Liedes einen Vers mit folgenden Eigenschaften: Vier Hebungen sind das wesentliche Element, vor der ersten Hebung kann, musikalisch ausgedrückt, ein Auftakt vorgeschlagen werden, von den Senkungen können eine oder zwei, letztere in beliebiger Anordnung, fehlen. Ich bin mit Allen (l. c. 585) der gleichen Ansicht, dass sie auch sämtlich fehlen können, aber grade aus unserem Liede lässt sich dieser Fall nicht nachweisen. Dass auf einen solchen Vers, zumal wenn er gesungen wurde, das „ad rhythmum solum compositus“ des Servius (ad Verg. Georg. II, 385) vortrefflich passt, wird jedermann zugeben, und es ist durchaus nicht nötig, diesen Ausdruck so aufzufassen, wie es neuerdings Otto Keller gethan.

Eine andere Frage ist freilich die, ob für einen solchen Vers die Bezeichnung *versus Saturnius* noch passt. Aber auch diese Frage ist unbedingt zu bejahen, und zwar aus folgenden Gründen. Zunächst liegt der Beweis dafür in dem Namen *versus Saturnius* selbst. Mommsen (röm. Gesch. Buch I, Kap. 15.) hat freilich den *versus sāturnius* an die *sătura* anknüpfen wollen, aber die Verschiedenheit der Quantität macht das doch sehr misslich. Ich glaube daher doch, dass man bei der Ableitung des Ausdrucks bei dem *Saturnus* wird stehen bleiben müssen, um so mehr, als ja nach Aus-

weis des Marius Victorinus (3, 1. pag 2586 Pu.) der Vers auch *Faunius* genannt wurde. Wie wir dies *Saturnius* aufzufassen haben, das zeigt uns eben dieselbe Stelle, wo es heisst: *versus, cui prisca apud Latinos aetas tanquam Italo et indigenae Saturnio sive Faunio nomen dedit.* Und ebenso sagt auch Horaz (epist. 2, 1, 156 sqq.): *Graecia capta .... artes intulit agresti Latio: sic horridus ille defluxit numerus Saturnius.* Darnach ist also der *versus Saturnius* der Vers, in dem das alte *Latium agreste,* die *terra Saturnia* (cf. oben pag. 42), seine Lieder sang. Unser Lied aber ist ein solches, in ihm ist noch der Sautor der *maximus* der Götter, es gehört also der *prisca aetas Saturnia* an, und daher sind auch seine Verse der echte alte *versus Saturnius.* Ja, vielleicht bedeutet *versus Saturnius* ganz direkt den *versus,* in dem man den alten *Sautor maximus* besang, wie man griechisch von dem ῥυθμὸς Βακχεῖος (Xen. symp. 9, 3.) sprach und wir von einer Nibelungenstrophe reden.

Der zweite Beweis dafür, dass der Vers unseres Liedes wirklich der *Saturnius* sei, wird dadurch erbracht, dass sich von ihm aus die Entwickelungsgeschichte bis zu der schulmässigen Schablone des Saturniers

⏑ ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ | ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ⏑

wirklich noch verfolgen lässt. Dabei muss man freilich sich in erster Reihe an die alten in den Inschriften überlieferten Saturnier halten. Es hat ja allerdings nicht an Versuchen gefehlt, auch diese in das obige Schema einzuzwängen, indem man sogar die Diärese mitten in ein Wort hineinfallen zu lassen kein Bedenken trug, aber bei naturgemässer Lesung, wo dergleichen Kunststücke von selber wegfallen, zeigen sich deutlich die sämtlichen von mir oben besprochenen Erscheinungen des Arvalverses. Ich will einige solcher Verse nach meiner Messung hier vorführen, wobei ich alle die, in denen Verschleifungen, Auflösungen u. dergl. möglich sind, beiseite lasse. Es ist also zu lesen:

hónc oíno ploírumé | cósentiúnt R[omaí];
séd neque crédes tú mihí | donéc compléris sánguiné:

dedét Témpestátebús | aíde méretó[d....];
Cornéliús Lúciús | Scípió Barbátùs;
mágná sapiéntiá | múltasqué virtúteìs;
hanc aédem et sígnu Hérculís | dédicát Victórìs;
túm patriaé me cómpotém | me núnquam síris éssè;
ferísque quaé íncolúnt | terrás, iís fuat éscà;
Corínto délétò | Romám rediéit triúmphàns;
oblíti súnt Rómaè | loquiér latína línguà.

Hier besteht der einzige Unterschied von dem Verse des Arvalliedes in der Verbindung zweier Kurzzeilen zu einer Langzeile, was aber, wie wir oben (pag. 77) sahen, auch im Arvalliede schon durch die inhaltliche Verbindung zweier Kurzzeilen sich anbahnt. Im übrigen haben wir noch ganz den Vers des Arvalliedes: vier Hebungen, ev. die vierte als Halbton, beliebiger Anfang beider Vershälften mit oder ohne Auftakt, beliebiges Fehlen auch zweier Senkungen.

Und das alles findet sich vereinzelt auch noch in den schulmässigen Versen des Livius Andronicus und des Naevius, wenn man sie naturgemäss liest und nicht mit Gewalt in das obige Schema einzupressen versucht. Solche Verse sind z. B. beim Livius:

igitúr démum Ulíxi cór | fríxit praé pavórè
cárnis vínúmque quód | libábant ánclabátùr

beim Naevius:

(blande ét docté percóntàt) | Aénés quo páctò
Tróiam úrbem líquerít
deindé polléns sagíttìs | ínclutús árquitenéns
simul átrócia pórricerént | éxta minístratórès
sin íllós déseránt | fortíssumós virórùm
transít Melitám Románù | exércitus ínsulam íntegrám
convénit régnúm simúl | átque locós ut habérèt

Bei dieser Aufzählung sind alle solche Verse weggelassen, wie:

quandó diés advéniet | quém profáta Mórta est
id quóque pacíscunt moénia | út sint quaé Lutátium

wo durch Verschleifung der Vokale der schulmässige Rhyth-

mus hergestellt wird. Auch das ist noch zuzugeben, dass von obigen Versen einzelne anders gelesen werden können, aber auch alle diese Möglichkeiten in Abzug gebracht, so bleibt doch immer noch genug übrig, um zu zeigen, dass auch des Livius und Naevius Verse noch hier und da an den Freiheiten der älteren Versform participieren.

Damit haben wir denn eine kontinuierliche Entwickelungsreihe von dem Verse unseres Liedes bis zu den kunstgerechten Saturniern der Dichter aus der Zeit nach dem ersten punischen Kriege, und wenn letzteres Saturnier sind, so sind es dann auch die Verse des Arvalliedes.

Freilich haben wir damit in dem letzteren eine Versform gewonnen, die von dem Saturnier, wie man ihn gewöhnlich ansieht, recht verschieden ist, aber auch metrische Dinge, haben ja, wie alle sprachlichen Dinge, ihre geschichtliche Entwickelung, und zwar pflegt sie, genau wie es bei den andern sprachlichen Dingen auch ist, so zu verlaufen, dass in späterer Zeit ein früherer Zustand der Freiheit sich zu einem durch festere Regeln gebundenen umformt. Und so ist denn auch der spätere Saturnier in der That nichts anderes, als eine bestimmte, in vieler Weise durch Regeln beschränkte Entwickelungsform des alten Saturniers, wie unser Lied ihn noch aufweist.

Dieser alte Saturnier selbst aber ist nun seinerseits wieder nichts anderes, als eine bestimmte Form des alten gottesdienstlichen Vierhebungsverses der Indogermanen überhaupt, und wie im Texte unseres Liedes, sowohl an den Götternamen, wie an den Anrufungsformeln, die geschichtliche Kontinuität zwischen italischen und voritalischen Zeiten sich wahrnehmen liess, so tritt die gleiche Kontinuität auch in dem Metrum des Liedes zu Tage.

Das gājatrī-Metrum des Ṛgveda zeigt folgenden Bau:

1) ní nas hótā váreṇias | sádā javiṣṭha mánmabhis
ágne divítmatā vácas;
2) prijás nas astu viçpátis | hótā mandrás váreṇias
prijás suagnájas vajám.

Die Accente sind die Wortaccente, metrisch sehen diese Strophen so aus:

1) ⏑ ˊ – ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ | ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ
– ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ

2) ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ | – ˊ – ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ
⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ

Es sind also, wie man sieht, Vierhebungsverse von je 8 Silben, je drei zu einer Strophe verbunden, während das anuṣṭubh-Metrum deren vier, die paṅkti deren fünf zu einer Strophe bindet.

Dass auch die Lieder des Avesta einen ähnlichen Bau zeigen, nur noch freier in bezug auf die Quantität der einzelnen Silben, haben schon Westphal (Kuhns Zeitschr. 9, 444 sqq.) und neuerdings Geldner (Metrik des jüngeren Avesta) gezeigt.

Und für den griechischen Hexameter hatte den gleichen Ursprung schon Bartsch (der Saturnier und die altdeutsche Langzeile) angedeutet und hat ihn Allen in der oben genannten Abhandlung im einzelnen nachgewiesen.

Denselben Grundbau zeigt endlich auch der alte deutsche Allitterationsvers. Derselbe hat folgende Gestalt;

híttusk aésir—ā Íđavélli
þeir er hőrg ok hóf | hátimbrúđu
áfla lőgđu | aúđ smíđuđu
tángir skópu | ok tól gőrđu.

Die Accente bezeichnen die metrischen Hebungen. Auch hier liegt also ein Vierhebungsvers vor, von dem je vier (aber auch drei oder fünf) zu einer Strophe verbunden zu werden pflegen.

Bekanntlich ist schon vor Jahren von Bartsch in einer eigenen Schrift der Saturnier mit der altdeutschen Langzeile verglichen worden. In der That sind beide Verse so ähnlich, dass man sie geradezu identisch nennen kann. Dennoch aber führe ich die altdeutsche Langzeile hier nicht unter den proethnischen Verwandten des Saturniers auf, denn sie ist eine ethnische und verhältnismässig junge Neubildung und ihre

Ähnlichkeit mit dem Saturnier eine zufällige. Das Äquivalent dieses letzteren bei den Germanen ist vielmehr der soeben aufgeführte alte Alliterationsvers.

Wenn wir sonst in der Sprache bei verschiedenen Zweigen des indogermanischen Stammes Gemeinsames finden, so schliessen wir daraus mit Recht, dass dieses Gemeinsame einer Zeit entstamme, wo die betreffenden Völkerzweige noch vereint waren. Wenn die Bezeichnung für „Gott" skr. *dēvas,* lit. *dẽvas,* lat. *deivos* lautet, so schliessen wir mit Recht, dass die Grundform dieser drei Wörter schon in der proethnischen Zeit existiert habe. Dem gleichen Schlusse in metrischen Dingen sich entziehen zu wollen oder gar ihn für ungerechtfertigt zu erklären, hat man kein Recht, man müsste denn etwa annehmen wollen, dass den proethnischen Indogermanen rhythmischer Bau überhaupt noch unbekannt gewesen sei, was aber doch wohl schwerlich jemand wird behaupten wollen. Ist aber der genannte Schluss auch in metrischen Dingen nicht bloss zulässig, sondern geboten, dann kann man eben nicht anders schliessen, als dass aus dem Vorhandensein eines Vierhebungsverses in den gottesdienstlichen Gesängen der Indo-Eranier, der Griechen, der Germanen und der Latiner sich das Vorhandensein eines solchen Vierhebungsverses auch für die sakralen Lieder der proethnischen Zeit ergebe.

Mehr freilich lässt sich nicht schliessen. So gut das proethnische Wort für „Gott" sich in den ethnischen Formen differenziert zeigt, so gut thun dies auch die metrischen Dinge. Das Binden des Vierhebungsverses an die Zahl von acht Silben, wie dies Inder und Eranier thun, ist ethnische Entwickelung, ethnische Entwickelung ist der Stabreim der Germanen, ethnische Entwickelung das Verbinden zweier Vierheber zu einer Langzeile oder noch mehrerer zu Strophen. Und eine solche bestimmte ethnisch entwickelte Form des alten proethnischen Vierhebungsverses ist nun auch der alte Saturnier, wie er in unserem Liede vorliegt.

Damit dürfte denn also auch in bezug auf den metrischen Bau unseres Liedes dargethan sein, dass derselbe die geschicht-

liche Kontinuität zwischen proethnischer und ethnischer Zeit noch deutlich wahrnehmen lasse, wie wir sie oben wahrnahmen an den Götternamen und den Gebetsformeln.

Aus allen drei Dingen aber in Verbindung mit der durch das *nived* (cf. oben pag. 40 sqq.) und die im Haine der Dea Dia aufgefundenen Gefässe (cf. oben pag. 14) angedeuteten Örtlichkeit seines Entstehens ergiebt sich, dass in dem Liede ein köstliches Denkmal uralter sakraler Poesie erhalten ist, über welches freilich eine lange Reihe von Jahrhunderten hinweggegangen war und welches infolgedessen durch die unausbleiblichen Unbilden mündlicher, wie schriftlicher Tradition nicht bloss den Arvalbrüdern, sondern auch der modernen Interpretation schier unverständlich geworden war.

Ülzen. **C. Pauli.**

Nachtrag.

Nachdem die vorstehende Abhandlung im wesentlichen beendet war, gelang es Professor Lignana in Rom, nicht ohne Schwierigkeiten, einen Papierabklatsch des Arvalliedes zu erlangen, den er in der an ihm bekannten Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit mir zur Verfügung gestellt hat. Trotz genauester Untersuchung mit der Lupe hat es mir nicht gelingen wollen, in diesem Abklatsch irgend welche Interpunktion in dem Texte des Liedes zu entdecken. Dadurch würde sich das, was ich pag. 19 sq. im guten Glauben an Ritschls Facsimile dargelegt, modificieren.

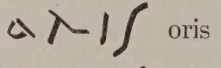
Dass auch irgendwelche Worttrennung in dem Texte nicht

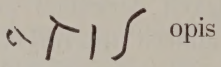
vorhanden ist, kann ich nunmehr auch nach eigener Anschauung bestätigen. Diesen Umstand hier noch ausdrücklich zu konstatieren, ist mir von Wichtigkeit. Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass ein erheblicher Teil meiner Interpretation lediglich durch eine andere Worttrennung, als bisher üblich war, erzielt ist. Dazu war ich einem ohne Worttrennung geschriebenen Texte gegenüber durchaus berechtigt, denn der blosse Umstand, dass bisher eine andere Worttrennung üblich war, kann natürlich als ein Beweis für die Richtigkeit derselben nicht gelten. Dasselbe Recht, welches die andern Interpreten hatten, von denen übrigens manche ihren Vorgängern lediglich nachgeschrieben haben, hatte auch ich. Allein durch veränderte Worttrennung freilich habe ich einen lesbaren, d. h. einen annehmbaren Sinn ergebenden Text nicht herzustellen vermocht, sondern ich habe in Gemässheit meiner oben pag. 17 sqq. dargelegten und begründeten prinzipiellen Stellung auch eine Anzahl falscher Lesungen in dem überlieferten Texte angenommen. Aber ich glaube doch recht massvoll dabei verfahren zu sein. Das wird am besten eine Untereinanderstellung der beiden Texte, des überlieferten und des meinigen, darthun, wobei I. den überlieferten, II. den meinigen bezeichnet. Der deutlicheren Übersicht halber gebe ich die Abweichungen meines Textes durch grössere Schrift:

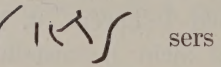
I. *enoslasesjuvateneveluaervemarmarsers*
II. *enoslasesjuvateneveluearvemarmarseas*
I. *incurrereinpleoressaturfuferemarslimen*
II. *incurrereinpleopissaturfuferemaxsumen*
I. *salistaberbersemunisalterneiadvocapit*
II. *salistaberbersemunisalterneiadvocapit*
I. *conctosenosmarmorjuvato.*
II. *conctosenosmarmarjuvato.*

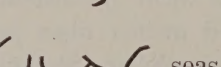
Das sind also im ganzen acht Abweichungen, eine gewiss bescheidene Zahl, wenn man erwägt, dass genau die gleiche Anzahl von einander abweichender Lesungen in den drei Wiederholungen des Textes sich finden (oben pag. 17).

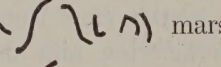
Und ebenso massvoll glaube ich in der Art der Änderungen verfahren zu sein. Um das auch für solche Leser, denen vielleicht die spätere römische Kursivschrift nicht völlig geläufig ist, ad oculos zu demonstrieren, lasse ich hier die drei wichtigsten meiner obigen Änderungen in der Kursivschrift der Instrumenta dacica folgen:

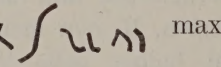
1.  oris

 opis

2.  sers

 seas

3.  marslim

 maxsum

Aus dem so gewonnenen Texte habe ich dann durch Zurückführung der Formen des dritten Jahrhunderts auf altlateinische die weitere Interpretation gewonnen.

Diese ganze nachträgliche Darlegung schien mir um der gestrengen Herren Kritiker willen nicht zu umgehen. Manche derselben setzen, was ja allerdings das leichtere ist, den Hebel so an, dass sie sich an einige ganz nebensächliche und nur nebenbei erwähnte Dinge heranmachen, die sie dann als „Extravaganzen“ oder mit ähnlichen „gesitteten“ Ausdrücken bezeichnen, während sie den eigentlichen Beweisgang völlig ignorieren, eine Art der Kritik, die ich gelegentlich einmal im einzelnen eingehender blosslegen werde. Vor einem solchen

Verfahren glaubte ich diese meine Arbeit durch vorstehende Darlegung schützen zu müssen, indem diese zeigen soll, wo man dieselbe ev. anzugreifen haben wird. Die Worttrennung, sowie die Zahl der Textesänderungen meinerseits und ihre Art bieten ein solches Angriffsobjekt nicht, eine wirkliche Widerlegung meines Resultates lässt sich nur so geben, dass man entweder nachweist, dass und warum mein kritischer Standpunkt ein falscher sei, oder, dass bei der Zurückführung der spätlateinischen Formen auf altlateinische Fehler gemacht seien oder sonstwie unstatthaft verfahren sei. So lange nicht diese beiden Punkte oder einer derselben als verkehrt nachgewiesen sind, werden meine Resultate nicht widerlegt sein.

Es gäbe allerdings auch noch einen anderen Standpunkt, den die Kritik einnehmen könnte, indem sie etwa sagte: „Wenn an einem solchen Denkmal so viele Leute sich vergeblich versucht haben, dann thut man am besten, dasselbe beiseite zu werfen und sich nicht weiter darum zu kümmern.“ Dieser Standpunkt scheint mir einerseits kleinmütig, andrerseits nicht gewissenhaft. In dem wiederholten Misslingen einer Sache kann ich keinen Grund erblicken, dieselbe aufzugeben, und halte auch die Wissenschaft, so lange eine Aufgabe noch nicht genügend gelöst ist, für verpflichtet, sich um dieselbe zu kümmern. Der einzelne Gelehrte hat eben nicht für sein persönliches Vergnügen oder seine persönliche Ehre zu arbeiten, sondern für die Wissenschaft.

Schliesslich glaube ich noch einmal ganz besonders darauf hinweisen zu sollen (oben pag. 43), dass ich „meine Resultate für mich selber auf rein philologischem Wege gewonnen“ habe. Man könnte ja etwa annehmen wollen, dass mir die Vedengötter und vedischen Gebetsformeln bei meiner Interpretation von Anfang an vorgeschwebt hätten, und dass ich erst durch sie zu meiner Interpretation gelangt sei. Das ist nicht der Fall. Lesung und Deutung des Textes hatte ich in allem Wesentlichen bereits gefunden, b e v o r sich mir die Beziehungen zum Ṛgveda ergaben. Der Gang meiner Dar-

stellung ist auch der, in welchem sich mir selber die Resultate ergeben haben. Ich habe diesen Gang der Darstellung, den philologischen Teil von den linguistischen Dingen getrennt zu halten und ihn diesen voraufzuschicken, freilich auch noch aus einem zweiten Grunde gewählt. Dieser zweite Grund liegt darin, dass es ja immer noch Philologen giebt, die die moderne Sprachwissenschaft ignorieren oder perhorrescieren, wohl auch geflissentlich mit ihrem Nichtwissen kokettieren, und es mir darauf ankam, meine Interpretation auch diesen Herren von der strikten Observanz zugänglich und annehmbar zu machen. Ich selbst bin freilich der Ansicht, dass ein allseitig gebildeter Philologe der modernen Sprachwissenschaft als Hülfswissenschaft nicht entraten kann und in ihr sich soweit umgethan haben muss, dass er nicht bloss hier und da eine Wurzel anführt oder Corssen citiert, sondern auch in den einschlägigen Fragen ein selbständiges Urteil hat. Herr Probst, dessen absonderlichen Versuches, unser Lied zu deuten, ich oben (pag. 21.) gedachte, fühlt sich zwar gedrungen, die Worte des „Altmeisters der lateinischen Sprachforschung“ zu wiederholen: „Was sich innerhalb der Grenzen des Latein selbst sicher erkennen und verstehen lässt, wozu dafür die Hülfe des Sanskrit und der Sprachvergleichung herbeiholen? Dass die Kosmopoliten nicht überflüssig machen das im engeren Kreise Erforschte, haben hundert und aber hundert Erfahrungen gezeigt; eine Menge von Erkenntnissen haben sie gar nicht zu finden vermocht“; aber es hat mit diesen Worten doch eine eigene Bewandtnis. Sie sind ja zweifellos richtig, aber absolut einseitig, denn auch das Gegenteil, insbesondere des letzten Satzes, ist ebenso richtig, denn es giebt auch eine ganze Menge von Erkenntnissen, welche die interne Philologie gar nicht zu finden vermocht hat. Das kommt eben ganz auf die jedesmalige Aufgabe an. Und eine Kenntnis der Sprachwissenschaft und ihrer Gesetze hat auch noch sonst ihr Gutes. Sie schützt vor Annahmen, wie die, dass es überhaupt eine lateinische Form *noine* für *none, decreivit* für *decrevit* oder *Toitesia* für *Toutesia* habe geben

können, dass der Name *Veiquasius* verwandt mit *vicarius* sein könne, dass eine Form *sakupam* überhaupt möglich sei, dass *Sautrius* aus *Satrius* „inserta *u*“ gebildet sein könne u. a. Ein Philologe, der die Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft kennt, sieht die Unmöglichkeit aller solcher Annahmen auf den ersten Blick, und es hätte z. B. der langen Auseinandersetzung über *noine* im 1. Hefte dieser Studien gar nicht bedurft, wenn ich es mit sprachwissenschaftlich gebildeten Philologen zu thun gehabt hätte. Auch Herrn Probst selbst würden sprachwissenschaftliche Kenntnisse nicht geschadet haben, ein grosser Teil seiner verwunderlichen Annahmen in der „Lehre vom Verbum“ würde ihm dadurch erspart worden sein. Es ist eigentlich verwunderlich, dass Aussprüche, wie der soeben citierte, auch jetzt noch wiederholt werden. Es ist ja allenfalls verständlich, wenn ältere Gelehrte in der Anfangsperiode der Sprachwissenschaft sich in das Neue nicht mehr hinein finden konnten, aber für jüngere Gelehrte der Jetztzeit fällt dieses entschuldigende Moment fort. Wenn diese die moderne Sprachforschung ignorieren, so ist das entweder unnützer Schulhochmut oder gar Bequemlichkeit. Beides aber gehört nicht zu den notwendigen Eigenschaften eines Philologen.

Es wird also dabei bleiben müssen, dass die einzuschlagende Methode sich je nach der vorliegenden Aufgabe wird richten müssen. Bei der Deutung also z. B. des Censorsteines von Bovianum die sprachwissenschaftliche Methode einschlagen zu wollen, wäre durchaus verkehrt, dort bleiben die sprachwissenschaftlichen Kenntnisse latent und üben lediglich einen präservativen Einfluss, aber bei einem so alten Denkmal, wie dem Arvalliede, und für seine richtige Interpretation bietet uns gerade die Sprachwissenschaft eine mächtige Hülfe, und es liegt doch nahe genug, zu vermuten, dass ein so altes Denkmal auch noch Beziehungen nach rückwärts werde erhalten haben, und diese Beziehungen aufzudecken, dazu ist eben doch nur die „kosmopolitische“ Methode imstande.

Aus diesen Gründen habe ich einerseits auf den sprachwissenschaftlichen Teil meiner Arbeit nicht verzichten wollen, andrerseits aber habe ich denselben der berührten schwachen Seelen halber von dem philologischen auch in der Darstellung völlig getrennt gehalten.

Leipzig.

C. Pauli.

II.

Die

wahre und die falsche Methode

bei der Entzifferung

der

etruskischen Inschriften.

Von

Carl Pauli.

Ich habe im zweiten Hefte dieser Studien in einem kleinen Artikel unter dem Titel „Die Lösung der Etruskerfrage“ aus der Betrachtung einer Inschrift deduciert, dass die Etrusker litauische Indogermanen seien. Selbstverständlich war der Artikel nicht ernsthaft gemeint, sondern diente nur dem Zwecke einer Exemplifikation, sofern er darthun sollte, dass man nach der alten, neuerdings wieder in Aufnahme gekommenen Methode bei der Entzifferung der etruskischen Inschriften die Zugehörigkeit eben dieses Volkes zu jedem beliebigen anderen herausdeducieren könne.

Bevor ich das Irrtümliche dieser Methode nachweise, will ich zuvor zu weiterer Illustration eine Zusammenstellung noch einiger nach ihr gewonnenen Resultate geben. Ich wähle dazu Proben aus Betham „Etruria Celtica“; Stickel „Das Etruskische . . . . als semitische Sprache erwiesen“; Corssen „Sprache der Etrusker“, und zwar wähle ich dazu als Probe ein und dasselbe Stück, den Anfang des Cippus perusinus.

Dieser Anfang lautet folgendermassen:
eulat · tanna · larezulamevaχrlautnvelϑinaśestlaafunaśslele ϑcarutezanfuśleritesnśteiśrasneśipaamahennaper XII velϑinaϑuraśaraśperaścemulmlesculzucienescieplt ularu.

Diese Worte theilt Betham folgendermassen ab:
eu lat tan na lar e s su lv a me fa car la u tn fel thina se s tla a fun as s le leth car u tes sa n fus ler i tes ns te is ra sne si pa am a hen na per XII fel thina thur as a ra s pe ra s ce mu l m les cu l s su ci en es ci ep l tu la ru,

setzt sie folgenden irischen gleich:

e u lad tan na lear e is so lu ma fa car la u tan feil ṫina se is tla a fon as is le leat car u teas sa an fos lear i teas anois ta is ra sna e se i ba am a en na bar XII *feil ṫina ṫur as a ra bies ra is ca mo al am les co al is so ca i en as ca i ab al do la ro*

und erklärt dies durch:

„It from sending time the sea it is this the water good unto the Turn day from the time feast of Thina this it is gentle from the land out of it is with towards the Turn from south current easy the sea in south now indeed it is going flowing it this in will be ocean the water of the sea twelve Feast of Thina the voyage out of the going it is nights going it is when happy always ocean light which always it is this when in water out of when in river always to day to go,“

was so viel heissen soll, wie:

„The best time to commence a voyage across the ocean to Carne, or to leave that land to go southward, is about the festival of Tina, for at that time the sea is calm. In going southward also on the ocean the current will be favourable. Twelve nights of the voyage on the ocean sea will be out of sight of land, but it will be a fortunate navigation, because there will be nearly continual day-light until you reach the river“.

Diese selben Worte hat Stickel folgendermassen zerlegt: *eu lat tanna larez ulame vaχ qla utn velϑina śeśt la afu naś sleleϑ caqu teza nfuś leri tesn śte iś raśne śipa am ahen napeq* XII *velϑinaϑ uqaśa raś peraś cemul mle scul zucie nesci epltu laqu*

und erklärt durch:

הו לאָת תַנּנָא לאַוֶץ ולעִמֵי בָּהּ קלַע אותן וֵלטִינָא שאֵשת לָא אָבו
נַאש זלֶלֶת כאַקו תֵצָא נבוש לֵראִי תֵיזן שתֵי אִישׁ רָאשנֵי שִׁיבָא עַם
אחֵין נָפֵק IIX וֵלטִינָת אוקַשָא רָאשׁ בְרָאשׁ גְמול סלֵא סגול צוגִיֵי
נֶסכִי אֶפלתו לאַקו

d. i. *hu l'at tanna l'aräs ul;ame bah qla; 'utn Velṯina š'ešt la 'abu na;s zlälät k:Aqu teṣa nbuṡ ler'i tezn šte 'iš*

Rašne šiba ¦am 'ah'en nafeq XII *Veltinat 'uqaša raš běraš gĕmul mle sgul sugiie näski 'äftu l¦Aqu,*

und das soll heissen:

„Dies zu einem Male haben wir gegeben für das Land und für die Leute darin. Es vertrieben uns die Veltiner, welche Weiber nicht wollten dass wir machten zu einer Wegführung. Gleich Aqu zogen, wir schämten uns des Anblicks, zwölf Mann Rasener aus dem Wohnsitze. [Indem] das Volk unserer Brüder wegging, zwölf Velthinerinnen wurden geschätzt, Kopf für Kopf, ein Entgelt vollen Wertes. Verdriessliche über die Abgabe, flüchteten sie zu Aqu."

Corssens Wortabteilung aber ist die folgende:

eu lat tanna larez ula mevaχr lautn velθinaś eśtla afunaś slel eθ caru tez aṅ fuśle ri tesnś teiś raśneś ipa ama hen naper XII *velθinaθuraś araś peraś cemulm lescul zuci enesci epl tularu,*

und das soll heissen:

„Eo [loco] Lars Tana [dedit] Lares (i. e. Larum signa), ollam, conditivum. Lautinia Veltinii uxor [dedit] sacra. Afonius [dedit] cellarium (i. e. conditorium) id. Carus dedit hic funebrem rem. Deni duo Rasenae [dederunt] ϊβηνν (i. e. ollam), culignam item ollarium. XII Veltinaturii [dederunt] aras πυράς (i. e. igniarias), quietalem lectum, — —, epulum sepulcrale".

Vergleicht man mit diesen Beispielen die in meinem oben genannten Artikel aufgeführte Deutung der Inschrift Ga. no. 912 bis durch Bugge, so wie durch mich, so wie Deeckes neueste Deutung der noch überdies wahrscheinlich gefälschten Magliano-Inschrift (cf. altit. Stu. III, 111 sqq.), so ergiebt sich zwischen ihnen allen in bezug auf die Methode und infolgedessen ihren Wert durchaus kein Unterschied.

Das πρῶτον ψεῦδος aller dieser Entzifferungsversuche liegt darin, dass man von vornherein eine bestimmte Verwandtschaft der etruskischen Sprache voraussetzte, bei welchen Voraussetzungen selbst wieder lediglich äussere Motive im Spiele gewesen sind. So z. B. erklärt sich die Herleitung

des Etruskischen aus dem Hebräischen für die ältere Zeit daraus, dass man das Hebräische als die im Paradiese gesprochene Grundsprache der Menschheit ansah, für die jüngere Zeit hingegen, wie bei Stickel, sah man in den Etruskern Reste der semitischen Bevölkerung, welche unter Führung der Phönicier die Küsten des Mittelmeers besiedelte. So fällt die Herleitung des Etruskischen aus dem Keltischen in die Zeit der epidemischen Keltomanie, wo man überall Kelten witterte. Und genau so, wie in diesen Fällen, liegt die Sache auch bei der Annahme, die Etrusker seien italische Indogermanen. Auch zu dieser Annahme haben lediglich äussere Gründe den Anlass gegeben. Bei den italienischen Gelehrten, welche ja meist dieser Ansicht anhängen, ist, wie ich im Gespräche selbst erfahren, die Abneigung massgebend, einen stammfremden Bestandteil als konstitutives Element der heutigen italienischen Nation anzusehen. Bei Corssen und Bugge hat die fortgesetzte Beschäftigung mit den Dialekten der indogermanischen Italiker, wie ich meine, das geistige Auge auch für die Betrachtung des Etruskischen indogermanisch-italisch prädisponiert, und bei Deecke endlich ist, ihm selbst wohl unbewusst, eine gewisse Ungeduld und der Wunsch, endlich einmal das etruskische Rätsel zu lösen, das leitende Motiv gewesen, welches ihn zu den verzweifelten Mitteln, die er in seinem fünften Heft und in noch schlimmerer Weise bei seiner angeblichen Entzifferung der Magliano-Inschrift (cf. altit. Stu. III, 118 sqq.) anwendet, greifen liess.

War nun aber eine solche lediglich aus äusseren und zum Teil rein subjektiven Gründen hervorgegangene Voraussetzung oder Prädisposition einmal vorhanden, dann gestaltete sich bei allen Entzifferern das weitere Verfahren im wesentlichen gleichartig, und zwar in folgender Weise. Es werden die einzelnen ganzen Inschriften vorgenommen, und zwar mit Vorliebe entweder die ohne Worttrennung oder, falls letztere vorhanden, unter Ignorierung derselben, und unter willkürlicher Zerlegung des Textes werden nun die Trümmer desselben mit Wortformen der als verwandt angenommenen

Sprache zusammengebracht und durch sie erklärt. Dies Verfahren giebt ja unter Umständen sehr hübsche Resultate, wie z. B. Stickels Erklärung des Cippus perusinus ausserordentlich ansprechend ist und auch meine Interpretation von Ga. no. 912 bis aus dem Litauischen allen Anforderungen an einen guten Sinn Genüge leistet, aber sie sind wissenschaftlich völlig wertlos. Das Prokrustesbett ist kein Rüstzeug der Wissenschaft.

In welcher Weise dabei die Laut- und Formenlehre misshandelt wird, das habe ich im dritten Hefte dieser Studien an der Deeckeschen Behandlung der Bleiplatte von Magliano nachgewiesen.

Es schien zuerst, als ob bei den jüngsten Forschern diese Methode nicht in ihrer schroffsten Form auftreten würde, sondern abgemildert durch Rücksichtnahme auf die Laut- und Wortbildungsgesetze, wie die neuere Wissenschaft sie uns kennen gelehrt hat. Aber es schien eben nur zuerst so. Diese Rücksichtnahme hielt nur so lange vor, als es ging. Als es nicht mehr ging, scheuten sich die Bekenner des Neu-Corssenianismus auch durchaus nicht, ganz nach der alten Weise Dinge zur Welt zu bringen, wie die, dass das Etruskische (trotz seines indogermanischen Charakters) den Genetiv Pluralis und einige andere Pluralkasus durch Anfügung der Kasusendung an den Nominativ bilde (Bugge)! Und wie es der Lautlehre in solchem Falle ergeht, das zeigt, abgesehen von der Magliano-Inschrift, deutlich genug der Versuch Deeckes, die etruskischen Zahlwörter mit den indogermanischen zu vereinigen, den er auch neuerdings noch (etr. Fo. u. Stu. VI, pag. IX), natürlich eben so erfolglos wie früher, wiederholt.

So sieht die Methode aus, welche ich als die falsche bezeichne. Wie wertlos sie sei, das sollte eben meine Erklärung der Inschrift Ga. no. 912 bis aus dem Litauischen darthun, und das hat neuerdings meine gleichfalls nicht ernst gemeinte Erklärung der Magliano-Inschrift (altit. Stu. III, 131 sqq.) gezeigt. Es lässt sich mit dieser Methode alles beweisen, und ich mache mich anheischig, mit ihr die Verwandtschaft des

Etruskischen mit irgend einer beliebigen mir selbst bis dahin unbekannten Sprache, etwa des inneren Afrikas oder der Südsee, zu beweisen, wenn man mir einige Zeit lässt, die betreffende Sprache oberflächlich kennen zu lernen.

Dieser Methode gegenüber will ich nun den Gang zeigen, den die Etruskologie einzuschlagen hat, um zu wirklichen, d. h. wissenschaftlich gesicherten Resultaten zu gelangen. Was ich vorführen werde, sind im Grunde eigentlich ganz selbstverständliche Dinge, aber es kann in der Wissenschaft unter Umständen auch einmal nötig werden, solche selbstverständlichen Dinge scharf und bestimmt zu formulieren, wenn eben dieselben alle Tage ignoriert werden und man thut, als ob sie gar nicht vorhanden wären. Dass dieser Zustand aber in der Etruskologie zur Zeit vorliegt, zeigt meine vorstehende Darlegung.

Zunächst nun müssen wir an die etruskische Sprache vorurteilsfrei herantreten. Es liegt weder in der Geschichte der Etrusker, noch in ihrer Sprache irgend ein Moment, welches uns berechtigte, sie für italische Indogermanen zu halten. Das Gegenteil hat genau dieselbe Wahrscheinlichkeit. Helbig hat dargethan, dass sie später, als die indogermanischen Italiker, von Norden kommend, den Boden Italiens betreten haben. Sie können ja die letzten Nachzügler der Indogermanen gewesen sein, gewiss, aber genau so gut können sie auch ein Zweig eines anderen Völker- und Sprachstammes gewesen sein. Eins ist so möglich, wie das andere. Erwägt man nun aber, wie schon ihre Pfahldörfer eine durchaus andere Anlage zeigen, als die der Italiker, erwägt man ihre in allen Perioden von der der Italiker scharf abstechende Sitte und die scharf ausgeprägte Eigenart ihres Volkscharakters, erwägt man schliesslich, dass auch die Alten selbst (nach der bekannten Stelle des Dionysius) sie für eine ihnen stammfremde Nation ansahen, so wird man zugeben müssen, dass von den obigen beiden Möglichkeiten die letztere eine vie grössere Wahrscheinlichkeit für sich habe, als die erste.

Und das bestätigt denn auch ihre Sprache. Deecke (litt

Centralblatt 1881, 1186) hat zwar gemeint, „je mehr sichere und wahrscheinliche Deutungen etruskischer Wörter wir gewännen, desto enger schienen die Berührungen mit dem Indogermanischen zu werden", aber dem gegenüber hat Gruppe (philol. Wochenschrift 1882, 972) im Gegenteil behauptet, dass „in eben dem Masse, als unsere sichere Erkenntnis des Etruskischen wuchs, die Möglichkeit der Vergleichung dieser Sprache mit einer anderen sich vermindert habe". Und Gruppe hat recht. Denn wenn man mit vorurteilsfreiem Auge die etruskischen Zahlwörter, mag ihre Reihenfolge nun sein, welche sie wolle, wenn man die etruskischen Verwandtschaftswörter, wenn man die Flexion, so weit sie uns bekannt, betrachtet, so muss man eingestehen, dass alles dies weder italisch, noch überhaupt indogermanisch sei, und das οὐδενὶ ἄλλῳ ἔθνει ὁμόγλωσσον des Dionysius behält sein volles Recht.

Angesichts dieser Sachlage wird man also bei der Entzifferung der etruskischen Inschriften auf die Heranziehung irgend einer andern Sprache von vorn herein verzichten und die Sprache nur aus sich selbst heraus erklären müssen.

Nimmt man aber diesen Standpunkt ein, dann wird die nächste Frage sogleich die sein müssen: was wissen wir denn bis jetzt sicher von der etruskischen Sprache, um es nun als Fundament für die weitere Entzifferung verwerten zu können? Und die Antwort lautet tröstlicher, als vielleicht mancher erwartet. Es ist dessen, was wir sicher besitzen, doch nicht mehr so ganz wenig. Wir besitzen die Zahlwörter fast vollständig, wir besitzen eine Anzahl Verwandtschaftswörter, die Ausdrücke für „Sonne" *(usil)* und „Mond" *(tiv)*, für „Jahr" *(avil)* und „Monat" *(tivr)*, und manche andere einzelne Vokabeln, wir besitzen eine Anzahl von Pronominalformen, eine nicht unbeträchtliche Reihe von Besitz-, Widmungs- und Grabformeln, z. B. *alpan turce* „donum dedit"; *θui cesu* „hic cubat"; *lupuce* „obiit"; *svalce* „vixit" u. s. w. und wir besitzen endlich das gesamte Namensystem der Etrusker. Und diesem lexikalischen Besitz steht auch ein nicht minder

sicherer grammatischer zur Seite. Wir wissen, dass die Suffixe *-ś(i), sa, -al, -alisa* genetivisch fungieren, dass die Suffixe *-sla* und *-alisla* einen Genetivus Genetivi bezeichnen, wir kennen Lokative mit verschiedenen Suffixen, wir wissen, dass *-ce* und *-θas* Verbalformen bilden, wir kennen eine Anzahl wortbildender Suffixe, wie *-ns, -l, -χ* u. a. und endlich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Lautgesetze.

Das ist eine genügend gesicherte und ausreichende Grundlage für das weitere Arbeiten, aber es ist eben nur die Grundlage. Und diese Grundlage ist nicht ausreichend, um schon jetzt an ganze Inschriften, ausgenommen natürlich die kurzen Sepulkralinschriften, sich heranzuwagen, am allerwenigsten an die ohne Worttrennung. Inschriften, wie die des Cippus perusinus, die von Torre di S. Manno, die der Pulenasärge, und selbst kürzere, wie die von Bugge und mir behandelte Ga. no. 912bis entziehen sich zur Zeit, vielleicht noch auf Jahrzehnte, durchaus der Entzifferung, und wer sich dennoch schon jetzt an sie heranwagt, begeht ein verfrühtes Werk und fördert Resultate ans Licht, wie wir sie schaudernd jüngst erlebt. Geht man dagegen in Geduld und Ausdauer den Weg, wie ich ihn in seinen Grundzügen sogleich zeichnen werde, so werden wir schliesslich auch an die vollständige Deutung des Cippus perusinus und der anderen genannten Denkmäler gelangen, und sie wird uns dann von selber zufallen, wie eine reife Frucht, während das bisherige Verfahren uns nur unreife und ungeniessbare geboten hat. So gut die hieroglyphischen und Keilschriftdenkmäler sich uns erschlossen haben, werden es auch die etruskischen, aber nur, wenn wir in ruhiger und besonnener Weise nach wirklich wissenschaftlicher Methode vorwärtsschreiten.

Das Nächste, was wir zu thun haben, ist, unsere Kenntnis der etruskischen Lautlehre zu vervollständigen. Dies ist unbedingt notwendig, damit wir wissen können, welche Formen der verschiedenen Zeiten und ver-

schiedenen Gegenden angehörenden Inschriften wir mit einander kombinieren dürfen. Die Identität von *eprθne* mit *purθne,* von *epl* mit *pul,* von *heθari* mit *leθari* ist gewiss überraschend, aber durchaus sicher, und dergleichen Resultate wird uns eine vermehrte Kenntnis der etruskischen Lautgesetze ohne Zweifel noch weitere liefern. Diese vermehrte Kenntnis aber der Lautgesetze zu gewinnen, sind wir durchaus in der Lage. Den richtigen Weg hat schon Deecke eingeschlagen, als er aus der Betrachtung der griechischen Lehnwörter im Etruskischen Gewinn für die Lautlehre zu ziehen suchte. Aber mehr Gewinn und sichreren Gewinn versprechen noch die Personennamen der Etrusker selbst. Lehnwörter sind ja freilich auch sie, und es ist ja bekannt, dass die Behandlung der Laute in Lehnwörtern freieren Regeln zu folgen pflegt, als in einheimischen. Aber gerade für die Personennamen der Etrusker ist diese grössere Freiheit nicht sehr wahrscheinlich. Die griechischen Fremdwörter sind im Etruskischen stets Fremdwörter geblieben und von den Etruskern selbst sicher als solche gefühlt worden. Die Personennamen der Etrusker hingegen, obwohl fast sämtlich italisch, sind ein fester, in alltäglichem Gebrauch befindlicher Bestandteil ihrer Sprache geworden, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass er auch an den dieser selbst eigentümlichen Lautwandlungen teilgenommen habe. Und das bestätigt sich denn auch, so weit wir die Lautgesetze schon kennen. Genau, wie z. B. das echtetruskische Wort *lautni* die Nebenform *lātni* hat, genau so steht neben dem Familiennamen *raufe* die Form *rāfe.* Oder wie in dem echtetruskischen Wort *mutna* ein Schwavokal sich entwickelt und *mutăna* entsteht, genau so entwickelt sich bei dem Familiennamen *aleθna* die Nebenform *aleθăna.* Und so noch in einer Reihe anderer Fälle.

In den Personen-, insbesondere den Familiennamen der Etrusker ist uns also die Möglichkeit geboten, die etruskische Lautlehre in weiterem Umfange kennen zu lernen. Hier wissen wir durch die sachlichen Beziehungen, welche sprachlichen Formen wir zusammenbringen dürfen, während das

bei den anderen etruskischen Wörtern nicht der Fall ist. Wenn ich bei Inschriften aus ein- und derselben Familiengruft oder bei solchen, die durch ihren Inhalt als auf Glieder ein und derselben Familie sich beziehend sich ausweisen, verschiedene Sprachformen neben einander finde, so bin ich der Zusammengehörigkeit dieser Sprachformen sicher und kann daher mit Recht Lautgesetze aus ihnen erschliessen. Wenn mir hingegen rein etruskische Formen begegnen, wie *clan,* Genetiv *clenś(i),* daneben das *clen* der Formel *clen ceχa* und das *clen* in *clenar,* so bin ich der Zusammengehörigkeit dieser Formen gar nicht sicher und kann daher auch Lautgesetze aus ihnen nicht erschliessen. Wenn wir also unsere Kenntnis dieser letzteren vermehren wollen, so sind wir auf die Personennamen angewiesen. Freilich sind auch hier noch einige Vorarbeiten nötig. Einerseits nämlich sind die etruskischen Familiennamen überhaupt noch nicht im Zusammenhange betrachtet worden, auch Deeckes Behandlung (etr. Fo. u. Stu. V.) ist nicht erschöpfend und enthält viel Falsches, und es läuft bisher noch so manches als etruskischer Familienname in der Welt umher, den es nie gegeben hat. Es ist also eine geordnete Übersicht über das gesamte Namenmaterial zunächst nötig. Andrerseits aber ist auch diese Arbeit noch an eine Vorbedingung geknüpft. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, wie ungenügend ein grosser Teil der etruskischen Inschriften uns überliefert ist. Wenn selbst, wie mein Bericht darüber in Heft 3 dieser Studien darthut, ein so sorgfältig gearbeitetes Buch, wie Janssens Inscriptiones Etruscae, in einer Anzahl von Fällen der Berichtigung bedarf, so liegt es auf der Hand, wie sehr erst die Arbeiten der älteren italienischen Gelehrten, die nach Lage der Sache gar nicht so sorgfältig gearbeitet sein können, der Revision und der Berichtigung bedürfen. Es sind ungefähr 2000 Inschriften, die der Untersuchung an Ort und Stelle bedürftig sind. So weit reichen ja glücklicher Weise jetzt unsere Kenntnisse des Etruskischen, um eine solche Untersuchung, die gleichzeitig eine wichtige Vorarbeit für das früher

oder später notwendig werdende Corpus Inscriptionum Etruscarum sein würde, ausführen zu können. Wenn diese Vorarbeiten gethan sein werden, dann werden wir also an eine geordnete Darstellung der gesamten etruskischen Lautlehre herantreten können und müssen.

Das wäre also die erste Hauptaufgabe der wirklich wissenschaftlichen Erforschung des Etruskischen.

Die zweite Hauptaufgabe würde die sein, unsere Kenntnis der etruskischen Formenlehre, insbesondere der Flexion, zu vergrössern. Von dem oben erwähnten sicheren Besitz auf diesem Gebiete ausgehend, würde man eine Reihe monographischer Untersuchungen anzustellen haben, etwa über folgende Themata: der etruskische Nominativ (ist schon von Schaefer im zweiten Hefte dieser Studien bearbeitet worden); der etruskische Genetiv; der etruskische Lokativ; die Pluralbildung des Etruskischen (gleichfalls schon von Schaefer im dritten Hefte dieser Studien behandelt); die Motion des Etruskischen; die Verbalformen der etruskischen Inschriften. Einzelne dieser Themata habe ich selbst schon gelegentlich gestreift, aber einer eingehenden Bearbeitung harren viele derselben noch. Diese Bearbeitung wird von meinem Mitarbeiter Schaefer und mir nach und nach in diesen „Studien“ angestellt werden.

In Zusammenhang mit diesen Untersuchungen über die Flexion steht eine andere, die aber gleichzeitig auch dazu dienen wird, unsere Kenntnis des etruskischen Wortschatzes zu vermehren. Diese Untersuchung betrifft die einsilbigen Wörter des Etruskischen. Das Etruskische ist reich an solchen. So sind alle Kardinalzahlen der Einer einsilbig, die bis jetzt sicher bestimmten Pronomina sind einsilbig, einsilbig auch einzelne Verwandtschaftswörter, wie *clan* und *śeχ*. Das nächste Augenmerk dieser Untersuchung würde sich darauf zu richten haben, ob sich etwa unter den einsilbigen Wörtern Präpositionen herausfinden liessen. Es lässt sich nach der Analogie anderer Sprachen annehmen, dass wenigstens ein Teil derselben auch im Etruskischen einsilbig gewesen sei.

Die Möglichkeit aber, einen Teil der Einsilber als Präpositionen zu bestimmen, ist uns schon jetzt gegeben. Ich selbst (etr. Fo. u. Stu. III, 68 sq.) habe nachgewiesen, dass auf die einsilbige Form *pul (epl)* stets ein Lokativ folge. Daraus lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit der Schluss ziehen, dass eben dieses *pul* eine Präposition sei. Wenn man auf diesen Punkt die Untersuchung richtet, so wird es wohl sicher gelingen, noch andere Präpositionen zu finden. Die Feststellung derselben aber wird wieder ihrerseits ohne Zweifel für das Verständnis der Flexion von Nutzen sein.

Aber noch nach einer andern Seite hin verspricht die Untersuchung der einsilbigen Wörter Ausbeute. Es lässt sich a priori annehmen, dass ein Teil der in unseren Inschriften einsilbig erscheinenden Wörter erst durch lautliche Processe einsilbig geworden sei. Gerade für das Etruskische gewinnt diese Annahme noch besondere Wahrscheinlichkeit dadurch, dass bekanntlich innere Vokale der Wörter in grosser Zahl ausgefallen sind; und dass auch auslautende Vokale in Endungen geschwunden sind, habe ich selbst bereits dargethan (cf. etr. Fo. u. Stu. III, 47 sqq.). Wenn man nun unter Zuhülfenahme der aus der Betrachtung der Eigennamen gewonnenen Lautgesetze die Einsilber von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass es gelingen werde, für manche derselben ältere, mehrsilbige Formen zu gewinnen.

Die dritte Aufgabe der wissenschaftlichen Etruskologie wird darin bestehen müssen, unsern Vokabelschatz zu erweitern. Auch hierfür ist uns die Möglichkeit bereits gegeben und der Weg gewiesen. Man kann natürlich nicht beliebige Wörter aus beliebigen Inschriften herausgreifen, sondern muss die Untersuchung zunächst auf solche Wörter richten, für deren Bedeutung sachliche Anhalte vorliegen. Untersuchungen dieser Art sind ja schon verschiedentlich und mit Erfolg angestellt worden. Dahin gehören Deeckes und meine Untersuchungen über die Bedeutung von *lautni* und *etera* und über die Zahlwörter, ferner meine Untersuchung der Besitz-, Widmungs- und

Grabformeln, so wie auch die Feststellung der Verwandtschaftswörter. Aber damit sind die Arbeiten in dieser Richtung noch durchaus nicht erschöpft. Themata dieser Art wären: Die etruskischen Beamtentitel (die ja allerdings kürzlich von Deecke im 6. Hefte der etr. Fo. u. Stu. vom Standpunkte des Indogermanismus behandelt sind, aber grade deshalb einer Neubearbeitung erst recht bedürftig sind), die etruskischen Götternamen, die bei bildlichen Darstellungen auf Spiegeln und ähnlichen Objekten nebengeschriebenen Wörter u. dgl. Ja, auch eine wiederholte Bearbeitung der genannten Besitz- etc. Formeln ist keineswegs ausgeschlossen, insbesondere, wenn inzwischen neues inschriftliches Material gewonnen sein wird. Und ebenso kann eine solche für die Zahlwörter nötig werden.

Das etwa wären die Aufgaben, welche des Etruskologen, wenn er den wirklich wissenschaftlichen Weg einschlagen will, zunächst harren. Dass auf diesem Wege noch reiche Resultate zu finden sind, steht fest, ob so viele, dass sie uns schon zur Deutung grösserer Inschriften im Zusammenhange befähigen, steht dahin. Es ist ja zweifellos, und die Erfahrung bei den Hieroglyphen und den Keilinschriften bestätigt es, dass oft die Feststellung eines einzigen Wortes in seiner Bedeutung oder nach seiner grammatischen Form auch die Umgebung desselben in einer grösseren Inschrift plötzlich klar stellt, aber die Zahl und der Umfang solcher Resultate lässt sich eben nicht vorhersagen, und darum kann man nicht behaupten, dass wir auf dem von mir gezeichneten Wege schon jetzt zur vollständigen Interpretation der längeren Inschriften gelangen werden. Aber was schadet das! Wenn es uns auch nur gelingt, sichere Fundamente für den Bau der Etruskologie zu legen, so werden wir unsere Pflicht gethan haben. Ein sicheres Fundament zu legen, ist eine verdienstlichere Arbeit, als Kartenhäuser zu bauen. Und in diesem Sinne werden wir, d. h. die treu gebliebenen Anhänger der alten Deeckeschen Schule, weiter arbeiten, ohne Ungeduld und Ueberstürzung, vielleicht auch, bei dem gegen die Etruskologie

herrschenden allgemeinen Misstrauen, ohne Anerkennung, aber mit Ausdauer und „rücksichtsloser Energie“ gegen alle die, welche die falschen Wege der Betham, Stickel, Corssen und der Neu-Corssenianer wandeln. Und wenn wir auch das Ziel selbst nicht erreichen, so werden nach uns andere die Arbeit aufnehmen und auf unserem Wege schliesslich doch dahin gelangen. Es mag sein, dass auf unserem Wege das Ziel langsam und spät erreicht wird, aber es wird erreicht, auf dem anderen Wege niemals.

Ülzen. **C. Pauli.**

III.

Entsteht anlautendes etruskisches *h* aus *c*?

Von

Carl Pauli.

Im dritten Hefte der „etruskischen Forschungen und Studien“ habe ich mich mit einer eingehenden Betrachtung der etruskischen Zahlwörter beschäftigt und hatte in dem negativen Teile der Abhandlung teils aus sachlichen, teils aus lautlichen Gründen den Zusammenhang derselben mit den indogermanischen in Abrede gestellt.

Trotzdem wird an diesem Zusammenhange von der Schule der Neu-Corssenianer hartnäckig festgehalten, dieser Zusammenhang aber statt durch positive Gründe oder durch Widerlegung meiner Gegengründe zumeist nur durch „die wiederholte Thätigkeit des Pressbengels“, wie es Corssen einmal genannt, zu stützen versucht, welcher wiederholten Thätigkeit ich aber eine Beweiskraft nicht zuzuerkennen vermag.

Meine sachlichen Gründe gegen die Ordnung der Zahlen als

*maχ, θu, zal, huθ, ci, śa, semφ, cezp, *meu,*

welche Ordnung allein bei einer Vergleichung mit den indogermanischen Zahlen zu Grunde gelegt werden kann, gipfelten darin:

1. dass die antiken Würfel ohne Ausnahme entweder die Zahlenstellung 1:2, 3:4, 5:6 oder 1:6, 2:5, 3:4 zeigten, während bei obiger Reihe die Anordnung 1:3, 2:4, 5:6 vorläge, eine Anordnung, die man so lange bestreiten müsse, als nicht ein antiker Würfel mit dieser seltsamen Ordnung wirklich nachgewiesen sei;

2. dass nach der mehr oder minderen Häufigkeit der Zehner die Reihenfolge **meu, cezp, semφ* wahrscheinlicher sei, als die umgekehrte.

Der erste dieser beiden Einwände ist bisher zu wider-

legen auch nicht einmal versucht worden. Es dürfte das ja auch in der That schwer halten.

Gegen den zweiten hat Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 176) vorgebracht, dass hier leicht der Zufall gewaltet haben könne. Das ist sicherlich richtig, die absolute Möglichkeit, dass die Reihenfolge doch *semφ, cezp, *meu* sei, ist ja nicht zu leugnen, und ich habe sie auch nicht geleugnet, sondern nur die Reihenfolge **meu, cezp, semφ* für wahrscheinlicher erklärt. Von den verschiedenen absoluten Möglichkeiten aber hat die Wissenschaft — das wird auch Bugge zugeben müssen — in Fällen, wo Sicherheit noch nicht zu erreichen ist, die wahrscheinlichste ihren weiteren Schlüssen zu Grunde zu legen, wenn sie sich nicht dem Vorwurfe aussetzen will, willkürlich und unmethodisch zu verfahren.

Meine der Lautlehre entnommenen Gründe gegen die Kombination der etruskischen Zahlwörter mit den indogermanischen sind zum Teil des Versuches einer Widerlegung gewürdigt worden, aber mit geringem Erfolge. Dies zunächst an einem bestimmten Beispiele nachzuweisen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Ich hatte das Zusammenbringen von etr. *huθ* mit idg. *ketvōres* unter anderen Gründen auch darum bekämpft, weil der Übergang eines anlautenden etr. *c* zu *h* unerweislich sei. Deecke und Bugge nun behaupten diesen Lautwechsel nach wie vor und suchen ihn durch eine Anzahl von Beispielen zu stützen. Keins dieser Beispiele ist stichhaltig, und das Folgende soll hierfür den Nachweis erbringen.

Dieser Nachweis wird in der Weise zu führen sein, dass man zeigt, wie die anderweit bekannten und völlig gesicherten Lautwandel des Etruskischen nicht bloss ausreichen, um das anlautende *h* der angeführten Beispiele zu erklären, sondern sogar zu äquivalenten Formen führen, die den mit *h* anlautenden sehr viel genauer entsprechen, als die von Deecke und Bugge verglichenen mit dem Anlaut *c*.

Das etruskische *h* entsteht aber, soweit es nicht ursprünglich ist, sicher nachweisbar aus den Lauten *f*, *θ* und *l*. Diese

Lautwandel sind bekannt und völlig gesichert, und es wird daher genügen, jeden durch nur je ein völlig unantastbares Beispiel zu belegen. Für *f* — *h* braucht nur auf den Vornamen *fastia-hastia* verwiesen zu werden; ϑ — *h* findet sich in den beiden zusammen gehörenden (cf. Deecke, etr. Fo. u. Stu. II, 1 sqq.) Inschriften Fa. spl. I, no. 398. und 419/20., deren letztere den Namen *vel[us:] ϑulχniesi*, die erstere hingegen den Namen *larϑiale : hulχniesi* bietet; *l* — *h* endlich wird erwiesen durch das Nebeneinander der beiden Formen *leϑari* (resp. *letari*) und *heϑari* (resp. *hetari*) in den beiden Familiengräbern Fa. spl. III, no. 235 — 258., wo sich folgende Formen finden: *leϑari* (l. c. no. 236.), *leϑaria* (no. 240.), *letaria* (no. 239.), *heϑaria* (no. 237. 238.), *hetari* (no. 235.), *hetarias* (no. 241.).

Auch von gegnerischer Seite werden diese Lautwechsel im ganzen anerkannt. Deecke gesteht sie alle dreie zu, den Übergang von *f* in *h* und von ϑ in *h* etr. Fo. u. Stu. VI, 33, den von *l* in *h* etr. Fo. III, 358 und Gött. gel. Anz. 1880, 1430 sq. Bugge hingegen (etr. Fo. u. Stu. IV, 229) versucht es, diesen letzteren Lautwandel in Frage zu stellen und das *l* von *leϑari* neben *heϑari* als einen präfigierten Artikel aufzufassen, wie er denn auch (l. c. 218) einen angehängten Artikel *-la* oder *-l* kennt. Beide Annahmen sind gleich bedenklich, und selbst Deecke wird ihm hierin wohl kaum folgen.

Ausser dem ursprünglichen und dem durch die soeben behandelten drei Lautwandel entstandenen *h* giebt es endlich auch im Etruskischen noch ein, wie man es früher nannte, unorganisch dem vokalischen Anlaut vorgeschlagenes *h*. Ein solches liegt zunächst vor in den griechischen Lehnwörtern *hamφiar* = Ἀμφιάραος (zweimal in Fa. no. 2514.) und *heiasun* = Ἰάσων (Fa. no. 2156.). Von ihnen aus hat man ein Recht, auch in dem lateinisch-etruskischen Familiennamen *Harnustia* (Fa. no. 2016.) das *h* für vorgeschlagen anzusehen, da es einen Namenstamm *harn-* sonst weder in den etruskischen, noch in den lateinischen Inschriften giebt, während der

Stamm *arn-* bekanntlich einer grossen Menge etruskischer Namen zu Grunde liegt. Dass in der fraglichen Inschrift nicht *Arnustia* zu lesen sei, wie Vermiglioli und nach ihm CIL. I, no. 1373. geben, sondern *Harnustia,* bezeugt Fabretti nach Conestabile ausdrücklich.

Den Vorschlag eines solchen *h* erkennt auch Deecke (Etr. II^2, 424) an.

Diese drei Lautwechsel, von *f*, von ϑ, von *l* zu *h*, so wie der so eben besprochene Vorschlag des *h* reichen also, wie ich jetzt im einzelnen nachweisen werde, nicht bloss aus, die Deecke-Buggeschen Beispiele mit anlautendem *h* zu erklären, sondern führen zu genauer entsprechenden Äquivalenten, als der von Deecke und Bugge angenommene Lautwandel von *c* in *h*. Ich werde bei dieser Untersuchung die Formen in der Weise ordnen, dass ich zuerst die vorführe, in denen *h* aus *f* entstanden ist, sodann die, in denen *h* = ϑ, ferner die, in denen *h* aus *l* hervorgegangen ist, und endlich die, welche ein vorgeschlagenes *h* enthalten.

I. Der Name *heizumnaṭe* soll Ethnikon von *Cisauna* sein (Bugge, etr. Fo. u. Stu. IV, 160). Die fragliche Inschrift lautet:

1) *arnza : anie : heizumnaṭial* — Clusium — Fa. spl. I, no. 170 c.

„Arnza Anie, der Heizumnati (Sohn)".

Es ist Bugge entgangen, dass die Grabschrift der Mutter vorliegt in:

2) *larϑi : felzumnati : aniesa* — Clusium — Ga. no. 180.

„Larthi Felzumnati, des Anie (Gattin)".

Hier sehen wir also, dass *heizumnati* aus *felzumnati* entstanden ist mit den beiden bekannten und gesicherten Lautübergängen des anlautenden *f* in *h* und des *el* vor Zischlauten in *ei*.

II. Die Formen *hatusa* und *hatunia* stellt Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) nicht zu *atuni, atunial,* auch nicht zu *haltu,* sondern zu *catusa.* Die fraglichen Inschriften lauten;

3) *ar : hele : hatusa* — Clusium — Fa. no. 604, tab. XXXI.

„Arnth Hele, des Hatu (Sohn)".

4) *hatunial : l | murinasa* — bei Clusium — Fa. spl. I, no. 251 bis o, tab. VII.

„der Hatunia und des Larth (Tochter), des Murina (Gattin)".

Hier fehlt anscheinend die erste Zeile der Inschrift oder ist etwas verlesen.

Bugge hat nun einige andere Inschriften übersehen, welche durch sachliche Beziehungen darthun, dass in der That *hatu* nur eine Nebenform von *faltu* sei, vermittelt durch die gleichfalls nachweisbare Zwischenstufe *haltu* (z. B. in Fa. no. 125. 597 bis u. a.), so dass wir also die den sonst bekannten etruskischen Lautgesetzen völlig entsprechende Reihe *faltu, haltu, hatu* gewinnen. Die fraglichen Inschriften aber sind:

5) *heli : pur|nisa* — Clusium — Fa. no. 605 bis, tab. XXXI. = Ga. no. 185.

„Heli, des Purni (Gattin)".

6) *larza : purni : felial* — Clusium — Fa. no. 534 quater i.

„Larza Purni, der Feli (Sohn)".

7) *larθ : purni : faltu : larθl* — Clusium — Fa. no. 534 quater d.

„Larth Purni Faltu, des Larth (Sohn)".

8) *larθi : murinei : faltusla* — bei Clusium — Ga. no. 436.

„Larthi Murinei, des Faltusa (Gattin)".

Von diesen vier Inschriften beziehen sich die drei ersten auf das oben genannte *ar : hele : hatusa.* In der dritten finden wir einen Larθ Purni Faltu, in der zweiten, demselben Familiengrabe angehörend, einen anderen Purni als Sohn einer Feli, die in der ersten Heli heisst. Durch diese Verschwägerung ist dann, wie unzählige Male noch in den etruskischen Inschriften nachweisbar, der Zuname *faltu* von den Purni auch auf die Hele übergegangen, zeigt aber hier, genau wie in no. 6. und 5. *felial* und *heli* neben einander stehen, die jüngere Gestalt *ha(l)tu.* Über den Ausfall des etr. *l* vor folgenden Konsonanten habe ich etr. Fo. III, 134 gehandelt.

Die letzte der obigen vier Inschriften hingegen steht in

Zusammenhang mit dem *hatunial : l | murinasa* oben. In beiden Inschriften zeigt sich Verschwägerung der Murina mit den *faltu-hatu*. Diese sachlichen Beziehungen beweisen die Identität von *faltu* mit *hatu*, während die Herleitung von *hatusa* aus *catusa* auf blosser Vermutung beruht.

III. Deecke (G. g. A. 1880, 1430) hatte angenommen, dass ein angebliches *haire* in Ga. no. 182. auf *Caere* zurückgehe. Schon im ersten Jahrgange der Philologischen Rundschau (S. 453) habe ich auf die Identität dieser Inschrift mit Fa. no. 601 bis e hingewiesen, Fabretti aber liest nach eigener Abschrift *hapre* und seine Zeichnung (tab. XXXI) nach Papierabklatsch hat dieselbe Lesung ganz deutlich.

IV. Dies *hapre* nun, welches auch sonst im Etruskischen erscheint, und zwar als Zuname der *aveini* (Fa. no. 461.) und der *śemna* (Fa. no. 454. 458.), wird von Deecke (etr. Fo. u. Stu. V, 54) mit lat. *Caper* identifiziert, während ich selbst (etr. Fo. u. Stu. III, 27) es dem lat. *Faber* gleichgesetzt habe. Da nun *Faber* nicht bloss an sich als lateinisches Cognomen mehrfach belegt ist (z. B. Wilmanns, Ex. I, no. 213.) sondern der gleiche Stamm auch in den Gentilnamen *Faberius* und *Fabricius* vorliegt, so giebt es nichts, was der Identität von *hapre* und *Faber*, die völlig innerhalb der sonst bekannten etruskischen Lautgesetze liegt, mit Grund entgegengehalten werden könnte.

V. Wenn aber *hapre* = *Faber*, dann wird auch *hapirnal* (Fa. no. 253.) und *haprna* (Fa. no. 1604.), welches Deecke (G. g. A. 1880, 1230 und etr. Fo. u. Stu. V, 53 sq.) mit etr. *caprina*, lat. *Caprinus* zusammenbringen will, nichts anderes sein können, als Weiterbildung von *haprie*, welchem das lat. *Faberius* (z. B. CIL. III, 1. no. 1948. 2318.) buchstäblich entspricht.

VI. Einmal ist auch *haplna* überliefert (Fa. no. 562 bis a, tab. XXX.), welches Deecke (etr. Fo. u. Stu. V, 54) zu *Capreolus, Capella*, also gleichfalls zu dem Stamme *capro-* zieht. Falls nicht das *haplna* etwa für *haprna* verschrieben oder verlesen ist, stellt es sich zwanglos als Weiterbildung

von *haplie* dar, welches in einem lat. **Fabilius* sein ganz genau entsprechendes Äquivalent haben würde. Dies **Fabilius* ist zwar nicht belegt, gehört aber zu *Fabius* und, wie letzteres auf eine Basis **Fabus*, so geht ersteres auf die dazu gehörige Koseform **Fabulus* zurück.

VII. Es giebt einen etruskischen Familiennamen *havrenie, harenie*, belegt durch:

9a) *larisalhavreniesśuθina* — Volsinii — Fa. no. 2095 ter b; Co. I, tab. X, no. 3.

b) *lar[isal]havre[nies]śuθ[in]a* — Volsinii — Co. I, tab. X, no. 4.

c) *larisalhareniesśuθina* — Volsinii — Fa. no. 2095 ter a; Co. I, tab. X, no. 1.

d) *larisalhareniesśuθina* — Volsinii — Co. I, tab. X, no. 2. „des Laris Ha(v)renie Grabspende".

Diesen Namen hat Deecke (Mü.-De. II², 425; etr. Fo. u. Stu. V, 53) aus **haprenie* durch Erweichung von *p* zu *v* entstehen lassen und dies **haprenie* dann weiter mit lat. *Caprinus* zusammengebracht. Das alles muss durchaus bestritten werden. Erstens ist die Erweichung eines etr. *p* in *v* völlig unerweislich. Deecke (Mü.-De. II², 425) hat sie zwar angenommen in *levrecna* (Fa. no. 1153.). Zunächst ist diese Lesung keineswegs gesichert. Fabretti giebt freilich nach eigener Lesung so, aber seine Zeichnung (tab. XXXVI.) nach Papierabklatsch zeigt, dass der fragliche Buchstabe beschädigt ist, und lässt auch die Lesung *leprecna* zu, wie denn auch Vermiglioli gelesen hat. Und dies ist in der That die allein mögliche Form. Neben diesem *leprecna* nämlich begegnet sonst in den etruskischen Inschriften (Fa. no. 1205. 1206. 1207.) die Form *lemrecna, lemrcna*, die auch Deecke für identisch mit jener hält, was sich auch nicht wohl leugnen lässt, wenn man beachtet, dass sich zwischen den Inschriften Fa. no. 1153. und 1205. das im Etruskischen so sehr häufige Verhältnis der Wechselheirat zwischen zwei Familien, hier denen der Cai (Veti) und der Lemrecna, zeigt. Nun aber bieten uns die campanisch-etruskischen Inschriften weiter den

Namen in der Form *limurce, limrce* (Fa. no. 2754 a, tab. XLVIII; spl. I, no. 517.). Dies zeigt, dass die Grundform des Namens *lemurecies (limurecies)* sei, von dem *lemrecna* in der bekannten Weise mit *-na* weitergebildet ist. Damit wird aber Deeckes Zusammenbringen des Namens mit dem nordetr. *lepalial* (Fa. spl. I, no. 2.) hinfällig. Nun aber finden wir weiter das dem etr. *limrce* entsprechende lateinische Äquivalent *Limbricius* (IRN. ind. nom.), wo das *b* angesichts der Form etr. *limurce* natürlich nur ein zwischen *m* und *r* erst entwickeltes ist. Diesem *Limbricius* würde etr. *lemprecna* entsprechen. Statt *lemprecna* aber kann im Etruskischen *leprecna* geschrieben werden, wofür sich analoge Fälle in grösserer Anzahl bei Mü.-De. II², 434 sq. verzeichnet finden. Darnach ist also oben in der fraglichen Inschrift *leprecna* zu lesen und die Inschrift selbst zum Nachweise, dass etr. *p* vor *r* sich zu *v* schwächen könne, unbrauchbar. Weitere Beispiele dafür aber führt selbst Deecke nicht an, und es würde somit ein *havrenies* aus *haprenies* völlig isoliert stehen, was doch sehr misslich wäre. Aber die Annahme, dass *havrenies* aus *haprenies* entstanden sei, ist auch ganz überflüssig, denn erstere Form erklärt sich auch ohne diese Annahme völlig genügend. Wie fast immer in den etruskischen Namen, ist auch hier das *-nie* lediglich ein weiterbildendes, und es liegt ein einfacherer Name *havrie* zu Grunde. Dies *havrie* aber hat sein lateinisches Äquivalent in *Faurius* (z. B. Mur. 846, no. 8.), welches natürlich seinerseits aus *Favorius* oder *Faverius* entstanden ist, was auch aus der etruskischen Schreibung mit *-av* noch sich ergiebt. Die Lautentwickelung von *havrenies* zu *harenies* aber ist durchaus den etruskischen Lautgesetzen entsprechend. Wie *cnevna* (Fa. no. 327 bis) i. e. **cnevina* in *cneuna* (Fa. no. 329.), *cavinei* (Fa. no. 321 bis) in *caunei* (Ga. no. 181.) übergeht, so *havrenies* zunächst in **haurenies*. Aus diesem aber wird weiter *harenies,* nach der Analogie von *raufe* (Fa. no. 1307.) zu *rafe* (Fa. no. 1309.) und einer Anzahl weiterer Fälle, welche bei Mü.-De. II², 370 verzeichnet stehen, jedoch nicht alle gleich sicher sind. Unter diesen Beispielen sind

auch mehrere, welche die ganze Reihe *av, au, a* zeigen, so z. B. *lavcane* (Fa. spl. I, no. 173 bis d.), *laucane* (Ga. no. 254.) *lacane* (Fa. no. 1623.); *fravcni* (Fa. no. 601 bis f.), *fraucni* (Fa. no. 601 bis g.), *fracni* (Fa. no. 776 bis.); *plavte* (Fa. no. 2600 g.), *plaute* (Fa. no. 1717.), *plate* (Fa. no. 1265.); *lavtni* (Fa. no. 2629), *lautni* (oft), *latni* (Fa. no. 1508.).

Dem entsprechend haben wir das lateinische Äquivalent unseres Namens nicht bloss in dem soeben belegten *Faurius,* sondern, da auch das Lateinische den Übergang von *au* zu *ā* nicht selten vollzieht (cf. oben pag. 49), auch in *Farius,* wie es vorliegt z. B. in Fa. gloss. 443.

Es steht somit auch in diesem Namen das *h* für *f*, und er hat einen mutmasslichen Verwandten auf etruskischem Boden selber in dem Namen *faru* (Fa. no. 1192—1197. aus Perusia), sofern dieses für **fauru, *favru* stehen kann in Gemässheit der soeben gegebenen Lautentwickelung.

VIII. Ob die Formen *hutie* und *hutiesa* zu lat. *Cutius,* etr. *cutneal, cutnisa* gehören, nennt Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) selbst zweifelhaft. In der That lässt sich auch hier zeigen, dass *h* aus *f* entstanden sei. Die in Frage kommenden Inschriften sind:

10) *lθ : te : tina : hutie : latinial* — Clusium — Fa. no. 719.
„Larth Tetina Hutie, der Latini (Sohn)".

11 a) *lar : θi : marcnei : hutiesa* } — Clusium — Fa. spl. II,
b) *marcnei | hutiesa* } no. 14. 13.
„Larthi Marcnei, des Hutie (Gattin)"
a) Urne, b) Grabziegel.

Nimmt man zu diesen Inschriften nun noch die folgende hinzu:

12) *aθ : tetina : marcnal :* — Clusium — Fa. spl. II, no. 74.
„Arnth Tetina, der Marcnei (Sohn)",

so ergiebt sich einmal, dass *hutie* ein Zuname der Tetina ist, denn no. 12. ist der Sohn von no. 11., und weiter, dass das *hutie* in no. 1., welches Bugge (l. c.) nicht sicher nennt (das Mus. chius. liest nämlich an einer Stelle *hutie,* an einer anderen *huśe),* völlig gesichert ist. Diesem *hutie* entspricht

nun nicht bloss der lateinische Gentilname *Futius* (z. B. CIL. X, no. 5193.), sondern das *f* ist auch im Etruskischen selbst noch nachweisbar. Der zweimal (Fa. no. 376. und 387. aus Sena) belegte Gentilname *futna* stellt sich zu *hutie* genau so, wie z. B. *tutna* zu *tutie,* und es steht daher der Zusammengehörigkeit beider Namensformen durchaus nichts im Wege. Auch hier wieder zeigt sich, wie bei *lamφe* — *hamφna* (unten no. XVII.) örtliche Differenz, sofern Sena das *f* bewahrt, Clusium es in *h* gewandelt hat, womit es genau übereinstimmt, dass der bekannte weibliche Vorname in Clusium fast ausnahmslos als *hastia* erscheint, während Perusia fast ebenso ausnahmslos *fasti* sagt.

IX. Mit den vorstehend aufgeführten Inschriften im engsten Zusammenhang steht das angebliche *huzlunia*, welches Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) mit *cuizlania* identifizieren will. Zunächst halte ich das *huzlunia* für falsche Lesung. Es ist die Lesung von Brogi (Fa. spl. I, 100), während Fabretti nach eigener Abschrift giebt:

13) *θana : tetinei : huzlnia : | tlesnal : śeχ* — bei Clusium — Fa. no. 1011. quater a.

„Thana Tetinei Huzlnia, der Tlesnei Tochter".

Fabrettis Lesung halte ich für die richtige. Denn nicht bloss ist Fabretti überhaupt ein viel zuverlässigerer Zeuge als Brogi, sondern es sprechen auch innere Gründe für die Lesung *huzlnia.* Dass hier eine Angehörige der soeben behandelten Tetina Hutie vorliegt, kann nicht zweifelhaft sein, und mit *hutie* lässt sich wohl *huzlnia*, aber nur mit Mühe *huzlunia* vereinigen. Bei der Lesung *huzlnia* könnte man annehmen, dass, wie so oft, einzelne Buchstaben durch Risse entstellt seien, so dass in Wirklichkeit *huṭinia* zu lesen sei. Aber eine solche Annahme ist nicht einmal nötig. Dass etr. *t* im Inlaut zu *z* werden kann, ist eine längst festgestellte Thatsache (schon Deecke, Etr. II², 432 giebt eine Reihe von Beispielen, welche freilich nicht alle völlig sicher sind), und es kann daher *huzlnia* für *hutlnia* stehen. Das *l* aber erklärt sich nach der Analogie von *cupslna* neben *cupsna* (cf. Deecke,

etr. Fo. u. Stu. II, 34), so dass *huzlni* auf **huzle* = lat. *Futilius* (z. B. CIL. IX, no. 1623.) zurückgeht.

X. An *hutie* und *huzlni* schliesst sich dann aber sicherlich auch *huzcni;* weibl. *huzcnai* (Fa. spl. I, no. 445. 436 a/b.). Auch hier wird *huz-* aus *huti-* hervorgegangen sein und die Formen somit, da *-ni* und *-nai* nur die bekannten Weiterbildungssuffixe sind, — das von Deecke (etr. Fo. u. Stu. V, 146) behauptete Suffix etr. *-c(e)na* = lat. *-gena* giebt es überhaupt nicht, — auf *huticie* = lat. **Futicius* (cf. *Fabricius*) zurückgehen. Sollte aber, was ja an sich auch möglich ist, *z* hier = *s* sein, so läge dann dem **huzcie* das lat. *Fuscius* (z. B. CIL. III, 1. no. 1615.) als genau entsprechend zur Seite. Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) will sie zu lat. *Cosconius* stellen.

XI. Der Name *hesu* (Fa. no. 1880.) wird von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) mit *cesu* zusammengebracht. Irgend ein sachlicher Zusammenhang zwischen den Inschriften mit *cesu,* welches meistens als Zuname der Latini erscheint, und der mit *hesu* existiert nicht. Man hat also genau dasselbe Recht, *hesu* mit dem zweimal (in Fa. no. 117. 118.) als Zunamen der Arntile erscheinenden *φesu* zu kombinieren, welchem ein lat. *Faesonius* (z. B. CIL. V, 2. no. 8110, 81. 82.) genau so entspricht, wie lat. *Caesonius* dem etr. *cesu.* Die Schreibung *φ* für *f* ist ungewöhnlich, hat aber ihr Seitenstück an *φerinaś* (Fa. no. 123, tab. XXII.) neben *ferina* (Fa. no. 876, tab. XXXIII.), *ferinisa* (Fa. spl. III, no. 172.) und dem gewöhnlichen *herina, herine.*

XII. Auch für *hesei* (Fa. no. 1608, spl. I, 105) hält Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) die Möglichkeit offen, dass es zu *cesi, ceisi* gehöre. Ein sachlicher Zusammenhang zwischen beiden Namensformen liegt in den vorhandenen Inschriften nicht vor. Es ist also kein Hindernis da, welches *hesei* auf denselben Stamm zurückzuführen verwehrte, von dem soeben etr. *hesu, φesu* = lat. *Faesonius* herkam und der auch im lat. *Faesellius* (z. B. Wi. ex. II, no. 2114. 2118. aus Ariminum) und dem Namen der Etruskerstadt *Faesulae* zur Namen-

bildung verwandt ist (dass das *θezle* der Münzen = *Faesulae* sei, habe ich übrigens, nebenbei bemerkt, nie geglaubt). Das genaue lateinische Äquivalent von *hesei* würde also **Faeseius* heissen.

XIII. Der Name *hisu* wird von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) mit lat. *Cisso* und *Cissonius* zusammengestellt. Irgendwelche sachlichen Anhalte für diese Gleichsetzung liegen nicht vor. An anderer Stelle werde ich zeigen, was hier zu weit führen würde, dass die etruskischen Familiennamen auf *-u* sämtlich aus einer älteren Formation auf *-iu(s)* entstanden sind und dass dieses *-iu* eine Nebenform auf *-eu* hat. Dies vorausgesetzt, haben wir also ein Recht, mit *hisu* das *hiseu* zu identifizieren, wie es vorliegt in:

14) *hiseuc | vulsisa.* — Clusium — Ga. no. 193.

Gamurrini selbst nennt diese Inschrift „di dubbia autenticità". Mir scheint sie echt, nur wird man, da etr. *i* oft eine etwas gerundete Form zeigt, wohl

hiseuị | vulsisa

„Hiseui, des Vulsi (Gattin)"

zu lesen haben. Diesem *hiseuị* aber entspricht genau lat. *Fisevius* (z. B. Wi. ex. II, no. 1744.), sowohl im Stamm, wie in der Endung. Sollte aber auch die vorstehende Inschrift wirklich unecht sein, so ändert das auch nicht viel, denn dann fällt nur die Identität der Suffixe fort, der Wortstamm hingegen bleibt identisch. Neben lat. *Fisevius* liegt er auch noch vor in lat. *Fisius* (z. B. Wi. ex. II, no. 2017. 2022.). Man könnte geneigt sein, *hisu* für ein und denselben Namen mit *hesu* zu halten, wie z. B. *cicu* und *cecu* nachweislich identisch sind. Aber zwischen den Inschriften mit *hisu* und *hesu* giebt es keinerlei sachlichen Zusammenhanges, und da wir im Lateinischen gleichfalls *Faes-* neben *Fis-* finden, so schien es mir geratener, beide Stämme zu trennen.

XIV. Des gleichen Stammes ist dann aber das angebliche *hisucna*, welches von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) gleichfalls zu *Cisso, Cissonius* gezogen wird. Aber diese

Namensform ist in ihrer Existenz überhaupt nicht gesichert. Die fragliche Inschrift lautet in der Überlieferung:

15) *hu hiśucna* | .....*nal* — Clusium — Fa. spl. II, no. 77. (Brogi)

au · h . śucna | *. a . nal* — Clusium — Ga. no. 888.

Darnach scheint die erste Zeile als *au · hiśucna* und der Schluss als *[c]a[i]nal* wohl kaum zweifelhaft. Aber der Raum der zweiten Zeile ist nach Brogi so gross, dass er durch *[c]a[i]nal* noch nicht ausgefüllt wird. Um zu seiner Ausfüllung zu gelangen, erwäge man folgende Inschriften:

16) *fa : cainei : hisunia* — Clusium — Fa. no. 620.
„Fastia Cainei Hisunia".

17) *ar : teta ve* | *cainal : hisunias* — Clusium — Fa. no. 717.
„Arnth Teta, des Vel (und) der Cainei Hisunia (Sohn)".

18) *la · anani · la · caial · cna*|*rial* — Perusia — Fa. no. 1093.
„Larth Anani, des Larth (und) der Cai Cnari (Sohn)".

Diese Inschriften zeigen, dass es eine Linie der Cae Hisu und eine Linie der Cae Cnare gab. Dass Doppelnamen im Etruskischen meist durch Verschwägerung entstehen, ist bekannt. So kann nun auch die Linie der Cae Hisu durch Verschwägerung der Hisu mit einer der vielen Linien der Cae entstanden sein, und dies können eben die Cae Cnare gewesen sein. Dann also liesse sich obige Inschrift ergänzen als:

au · hiśu cna|*[rial · c]a[i]nal*

„Aule Hisu, der Cnari Cainei (Sohn)".

Über die Umstellung der Namenstelle bei Doppelnamen cf. unten unter no. 20. Dann hätten wir also in unserer Inschrift eben auch nur den Namen *hiśu* selbst. Sollte es aber wirklich einen Namen *hiśucna* gegeben haben und unsere Inschrift, als:

au · hisucna | *[au · c]a[i]nal*

„Aule Hisucna, des Aule (und) der Cainei (Sohn)",

wobei natürlich die Vornamennota des Vaters auch eine andere gewesen sein kann, zu lesen sein, so würde auch dann kein Hindernis im Wege stehen, *hiśucna* einem lat. **Fisucius* gleichzusetzen von demselben Stamme, wie soeben

Fisius, Fisevius, und mit demselben Suffixe, wie lat. *Minucius, Genucius,* osk. *Mulukiis,* (falls es nicht für *Mulkiis* steht), umbr. *Kastruçiie,* gebildet.

XV. Dass *hupriu* (Fa. spl. III, no. 221. = Ga. no. 195.) ebenso gut zu *θupre* gehören könne, wie zu *cuprna*, giebt Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) selbst zu, und in der That, giebt es auch hier wieder bestimmte Anhalte, die jene erste Herleitung wahrscheinlicher machen. Die Inschrift, welche das *θupre* enthält, lautet:

19) *aθ : larce | θupre : tetniś : lautni* — bei Clusium — Ga. no. 559.

„Arnth Larce Thupre, des Tetni Familiaris".

Daneben nun findet sich die folgende:

20) *larθ : hup....ce* — Clusium — Fa. spl. I, no. 173 bis g., was doch kaum anders hergestellt werden kann, als zu:

larθ : hupr[e : lar]ce

„Larth Hupre Larce".

Umstellung der beiden Teile eines Doppelnamens haben wir auch sonst, wie z. B. neben *veti* (resp. *vezi*) *afle* (z. B. Fa. no. 1424. 1429.) auch *afle vezi* (Fa. no. 1223.) sich findet. Wenn aber *hupre* auf *θupre* zurückgeht, dann ist auch *hupriu* aus **θupriu* herzuleiten, denn *hupriu* verhält sich nicht anders zu *hupre,* wie z. B. *auliu* zu *aule.*

XVI. Der Name *hupni* scheint Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) zu *cupna, cupuna* zu gehören. Er ist durch Bull. 1881, 85, sicher gestellt und somit wohl auch in Fa. no. 2424 bis, tab. XLIII anzuerkennen. Da im Etruskischen ein Namenstamm *θup-hup* sicher vorhanden ist, nicht bloss durch das soeben behandelte *θupre-hupre* und *hupriu* belegt, sondern auch durch das *θupite* in Fa. no. 133., so ist es durch nichts gerechtfertigt, die Form *hupni* davon zu trennen und zu *cupna* zu stellen.

XVII. Der Name *hamφna* (mehrfach belegt) wird von Deecke (G. g. A. 1880, 1430; etr. Fo. u. Stu. IV, 10) und von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) zu lat. *Campanus* gestellt, wovon der Gentilname lat. *Campanius,* etr. *campane,*

weibl. *campania* (Fa. no. 1631. 1632.) herkomme. Zu letzterem soll *hamφna* eine Nebenform sein. Dabei ist zunächst nicht beachtet, dass *hamφna* nicht aus *hamφana,* sondern aus *hamφina* hervorgegangen ist. Dies wird bewiesen durch das *au · hanφina* in Fa. no. 1603. Damit giebt sich also *hamφna* als die bekannte Weiterbildung auf *-na* von einem einfacheren Namen *hamφie* zu erkennen. Nun aber giebt es ferner eine ziemlich häufig (Fa. spl. I, no. 120 sqq.) belegte Familie der *lamφ(i)e.* Da nun *l* im Etruskischen sicher in *h* übergeht, (cf. oben pag. 113), so liegt es sehr viel näher, zu vermuten, dass die perusinischen *hamφna* mit den clusinischen *lamφe* ein und dieselbe Familie sind. Örtliche Varianten ein und desselben Namens sind in den etruskischen Inschriften auch sonst nicht selten. So haben wir z. B. in Perusia fast stets *aneini,* in Clusium *anaini,* in Perusia fast stets *fasti,* in Clusium *hastia,* in Perusia das Femininum von *caie* fast stets *caia* und *cai,* in Clusium *cainei* und manche andere. Ebenso fanden wir auch oben (pag. 120) bereits das *futna* von Sena neben *hutie* von Clusium. Das auf einer oskischen Münze erscheinende *hampano* neben sonstigem *kampano* und *kappano*, auf welches Bugge sich beruft, hat gar keine Beweiskraft, denn einmal ist oskisch nicht etruskisch und sodann kann in dem *h* sehr wohl ein Versehen des Formers vorliegen, von dem die Matrize zu der Münze herrührt.

XVIII. *hacanal* will Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) mit *cacnal* identifizieren. Die Inschrift, in der die Form sich findet, lautet nach Conestabile:

21) *larθi · hacanal · av ·* — Perusia — Fa. no. 1203 i, spl. I, 101,

während Fabretti nach eigener Abschrift bloss *larθi · . . . . . .* giebt. Jedenfalls ist also der Schluss der Inschrift sehr undeutlich und daher Constabiles Lesung um so weniger gesichert, als nach ihr die Inschrift einen Bau zeigen würde, der äusserst selten ist, und ausserdem eine Namensform, die sonst nirgend sich findet. Das erregt mir starke Zweifel an der Richtigkeit dieser Lesung. Die Inschrift

ist aus dem Familiengrabe der Cire, und in den weiteren Inschriften desselben zeigen sich die Namen *cire, cafate, vipi caspre, capenate, cai, śalvi.* Der Conestabileschen Lesung würde in den Schriftzügen sehr nahe liegen die Lesung:

larθi · ca̤ia śalav

„Larthi Caia, der Salavi (Tochter)"

oder des Salavi (Gattin)"

je nachdem *śalav* der Rest von *śalavial* oder *śalaviś* ist. Letztere Lesung und Deutung würde einen Anhalt finden an:

22) *larθi · śalvi · caial · śec ·* — Perusia — Fa. no. 1419.

„Larthi Salvi, der Cai Tochter".

Obiges wäre dann die Grabschrift der Mutter dieser Letztgenannten. Das mittlere *a* in *śalav* wäre Stimmton, wie das *u* in dem *śaluvi* (Fa. no. 1203 e.) desselben Grabes, wozu auch das osk. *salavs* (Zw. no. 53. 144.) zu vergleichen ist. Ist aber Conestabiles Lesung richtig, und die absolute Möglichkeit ist ja nicht zu leugnen, — dann liegt es sehr nahe, *hacanal* für *lacanal* zu nehme. Das würde gerade auch sachlich sehr gut passen, denn *lacane* ist ein Zuname der perusinischen *cai* (Ga no. 1623.), und gerade eine Caia erscheint in unserem Grabe als Gattin eines Cire (Fa. no. 1203 f.). Es wäre dies dann eine Caia Hacanei (= Lacanei) gewesen und unsere Larthi wäre ihre Tochter. Aus der Grabschrift des Bruders (Fa. no. 1203 h.) würde sich dann ergeben, dass zu Schluss statt Conestabiles *av* vielmehr *ar* zu lesen sei, eine Verlesung, die auch sonst mehrfach sich findet.

XIX. Das gleichfalls nur einmal belegte *hekinaś* (Ga. no. 48.) bringen Deecke (G. g. A. 1880, 1430) und Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) mit dem häufigen Namen *ceicna* zusammen. Sachliche Beziehungen beider Namensformen zu einander fehlen. Bugge scheint es allerdings als eine solche sachliche Beziehung ansehen zu wollen, dass beide gerade in Volaterrae sich finden. Aber im vorliegenden Falle spricht das meines Erachtens eher gegen, als für die Gleichheit. Lautliche Varianten eines Namens finden sich zunächst eher

an verschiedenen Orten, als an demselben (cf. oben *hamφna* neben *lamφe* und weitere Beispiele unter no. XVII, oben), sofern der Lautunterschied auf örtlicher Dialektverschiedenheit zu beruhen pflegt. Finden sie sich aber an dem gleichen Orte, dann ist die Lautverschiedenheit Folge einer zeitlichen Dialektverschiedenheit. Nun aber ist die Inschrift mit *hekinaś* sowohl durch ihre Buchstabenform (cf. Ga. tab. III.), wie durch das *k* für *c* und durch die Bewahrung des *i* der Mittelsilbe zweifellos älter, als die Inschriften der Ceicna, und dennoch würde sie in dem *h* für *c* und in dem *e* für *ei* eine jüngere Lautgestalt zeigen. Das macht die Deecke-Buggesche Annahme zu einer äusserst misslichen. Sie ist aber auch völlig überflüssig, denn der Name erklärt sich auch ohne sie durchaus genügend. Das *-na* ist ja nur die bekannte Weiterbildung, so dass also ein einfacheres *hekie* zu Grunde liegt, welchem das lat. *Hegius* (z. B. CIL. IV, no. 2385.) genau entspricht. Eine zweite Möglichkeit wäre die, dass *hekina* für *lekina* stände und somit der Name eine dialektische Nebenform zu *lecne* wäre. Der Sitz der Lecne ist vor allem Sena, uud bei der Nachbarschaft von Sena und Volaterrae wäre das Vorkommen der Familie auch in letzterer Stadt nicht auffällig, so wie sich alsdann auch die Lautverschiedenheit aus der Ortsverschiedenheit genügend erklären würde.

XX. Das einmal erscheinende *hameriś* (Fa. no. 1859 bis = Ga. no. 886.) soll nach Deecke (G. g. A. 1880, 1430) und Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) zu *Camers,* dem alten Namen von Clusium, und dem lateinischen Gentilnamen *Camerius* gehören. Es liegt ebenso nahe, *hameriś* für *ameriś* mit vorgeschlagenem *h* zu nehmen und dieses mit dem in lateinischen Inschriften belegten Gentilnamen *Amerius* (z. B. Mur. 864, no. 4.) für identisch zu halten.

XXI. Einmal wird auch eine Form *harpitial* (Ga. no. 220.) überliefert, welche von Deecke (G. g. A. 1880, 1430) und Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) mit *carp-,* resp. *carpnate* zusammengebracht wird. Abgesehen von der sehr mangelhaften Übereinstimmung der Suffixe, ist zunächst die Lesung

harpitial selbst höchst verdächtig. Die Inschrift ist nur von Gamurrini abgeschrieben, und Gamurrini ist oft ein wenig zuverlässiger Gewährsmann. Deshalb habe ich schon altital. Stu. III, 36 auf Grund der von mir nach Autopsie hergestellten Inschrift Fa. no. 1056. *aule calie anainal* (so ist zu lesen, wie auch meine Zeichnung richtig hat, während ich im Text zweimal irrtümlich *aule : calie : anainal :* geschrieben habe) versucht, das *harpitial* in *[l]θanainal* zu bessern. Nach den Schriftzügen und auch sachlich liegt aber eine andere Lesung noch näher. Es giebt eine Linie der Arntni Cale, belegt durch Fa. no. 119. und 581. = spl. I, no. 100. Da nun Doppelnamen im Etruskischen zumeist durch Verschwägerung entstehen, so liegt es äusserst nahe, unsere fragliche Inschrift zu lesen als:

lθ : calie | [l]θarntia|l

„Larth Calie, des Larth (und) der Arnti (Sohn)".

Hier läge dann eben die Verschwägerung beider Familien noch vor. Statt *[l]θ* könnte auch vielleicht bloss *a = aules* zu lesen sein. Hält man aber auch die Lesung *harpitial* fest, so ist man darum doch noch keineswegs gezwungen, *harpitial* aus *carpitial* herzuleiten. Im Etruskischen dienen nicht bloss die Suffixe *-na* und *-nie* dazu, von Familiennamen ohne sachliche Änderung weitergebildete Formen abzuleiten, sondern auch, obgleich lange nicht so häufig, das Suffix *-tie*. Beispiele für diese Weiterbildung mögen folgende sein. Der Familiennamen *seiante* zieht sich zusammen in *sente*, hieraus leitet sich zunächst *sentina* und daraus weiter *sentinate* ab, welche Namensformen sich bei ein und derselben Familie neben einander finden. So haben wir z. B.

23) *la : seiate : cuisla : marcna* — Clusium — Fa. no. 707, tab. XXXII.

„Larth Seia(n)te Cuisla, der Marcnei (Sohn).

24) *θania : sentinati : cuizlania* — Clusium — Ga. no. 127.

„Thania Sentinati Cuizlania".

25) *θana : seianti : cumerunialatinialisa* — Clusium — Fa. no. 706, tab. XXXII.

„Thana Seianti Cumerunia, der Latini (Tochter).

26) *sẹntinati : cumer[unia : s]ṿesiṣa* — or. inc. — Fa. no. 2570 quater, tab. XLIV.

„Sentinati Cumerunia, des Svesi (Gattin)".

Hier ist also das *-t(i)e,* weiblich *-ti,* ganz deutlich und völlig sicher bloss weiterbildend.

Ein anderes Beispiel bietet uns das Erbbegräbnis der Tarquinier von Caere (Fa. no. 2347—2391.). Der gewöhnliche etruskische Name der Familie lautet *tarχna* i. e. **tarχina*, Weiterbildung eines einfacheren *tarχie.* Neben diesem *tarχna* aber findet sich zweimal (Fa. no. 2349. und 2390.) die lateinisch-etruskische Form *Tarquiti*, auch diese von der einfacheren Namensform weitergebildet, aber nicht mit *-na,* sondern mit *-tie,* welches sich also als dem *-na* völlig gleichwertig ergiebt.

Ähnlicher Beispiele giebt es bei den etruskischen Familiennamen noch mehrere.

Die hier beobachtete Erscheinung gestattet es also auch, den in *harpitial* vorliegenden Namen *harpit(i)e* als eine Weiterbildung eines einfacheren *harpie* anzusehen. Der lateinische Reflex aber für dieses liegt vor in *Arpius* (z. B. Mur. 1095, tab. II aus Florenz), so dass wir also auch hier ein vorgeschlagenes *h* haben.

Bugge sagt zu Schluss seiner Erörterung über *c* = *h*: „Obgleich einige der hier versuchten Kombinationen zweifelhaft sind, scheint mir nach dem Obigen der Übergang eines anlautenden *c* in *h* völlig gesichert, um so mehr, als für die meisten der angeführten Namen eine anderweite Erklärung ganz fehlt." Bugge zeigt sich in seinen Schriften nicht bloss, was ja bekannt ist, als einen trefflichen Gelehrten, wenn er auch in bezug auf das Etruskische zur Zeit auf einem Irrwege wandelt, sondern auch als einen ehrlichen Mann, den ich lieber an meiner Seite wüsste, als mir gegenüber, und ich glaube, dass er selber jetzt eingestehen wird, dass seine obige Äusserung unzutreffend ist und dass die bekannten und gesicherten Lautwechsel des Etruskischen uns nicht bloss

überhaupt zu einer anderweiten Erklärung der angeführten Namen verhelfen, sondern zu einer Erklärung, welche zu viel genauer entsprechenden Äquivalenten führt, als die Deecke-Buggesche Erklärung.

Es muss daher bei meiner früheren Behauptung verbleiben, dass der Übergang eines anlautenden *c* in *h* im Etruskischen sich nicht finde und dass man daher auch etr. *huθ* nicht auf idg. *kvet-* zurückführen dürfe. Man beachte aber, dass ich diesen Übergang nur für den Anlaut leugne, für den Inlaut ist er völlig gesichert, wie z. B. die aus sachlichen Beziehungen als identisch sich ergebende Reihe *acsi, aχsi, ahsi, asi* unantastbar ist, aber der Anlaut hat in den Sprachen andere Gesetze, als der Inlaut, und wieder andere, als der Auslaut, und man darf durchaus nicht die des einen ohne weiteres auf die anderen übertragen.

Dieser Sachlage gegenüber kann ich nicht umhin, auf die Art aufmerksam zu machen, mit der Deecke (etr. Fo. u. Stu. VI, 10) bei Gelegenheit der Gleichung *camp(a)na* = *hamφna* sich des Ausdrucks bedient: „mit echt etruskischer Aspiration". Dieser Ausdruck mit seiner apodiktischen Sicherheit gehört einer Eigentümlichkeit Deeckes an, die sich in allen seinen Schriften, insbesondere aber den jüngeren beobachten lässt und die bereits von Gruppe (philol. Wochenschrift 1882, 972) getadelt ist, dass nämlich während der Arbeit die Argumente, deren zuerst als bloss entfernter Möglichkeiten gedacht werde, in den Augen des Herrn Verfassers in einer Weise an Sicherheit gewinnen, die dem Leser bisweilen unbegreiflich bleibe. Es ist ja möglich, dass diese Eigentümlichkeit mit der sanguinischen und unbesonnenen Art des Verfassers, wie sie in seinen jüngsten Arbeiten uns entgegentritt, in Zusammenhang steht und eine Absicht dabei nicht obwaltet, aber das objektive Resultat derselben ist denn schliesslich doch eine Art Erschleichung des Beweises, und eben deshalb sollte Deecke es doch zu vermeiden suchen, so gänzlich unerwiesene Dinge als gesicherte Thatsachen vorzutragen.

Meine vorstehende Untersuchung hat also dargethan, dass der Übergang von anlautendem *c* zu *h* sich im Etruskischen nicht findet, dieselbe ist aber zugleich auch geeignet, zu zeigen, dass nur die Beachtung der in den etruskischen Sepulkralinschriften enthaltenen sachlichen Beziehungen zu gesicherten Ergebnissen führt, während die lediglich sprachliche Behandlung nach allen Seiten hin auf Irrwege leitet, und sie kann somit als ein Beispiel dienen für das, was ich oben in dem Aufsatze „über die wahre und die falsche Methode in der Entzifferung der etruskischen Inschriften" ausgesprochen habe.

Leipzig. **C. Pauli.**

IV.

Miscellen.

1. Zum altitalischen *t*-Perfekt.

Über den Ursprung dieser Verbalform sind bekanntlich im Lauf der Zeit sehr verschiedene Meinungen laut geworden, ohne dass es bisher irgend einer derselben gelungen wäre sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Von einigen Sprachforschern ist sie mit dem schwachen germanischen Präteritum identifiziert worden, so wohl zuerst von Weissenborn in den Jahrb. f. Philol. LXII, 159 und dann von Lange G. G. A. 1853, S. 830 f. und Bugge K. Z. III, 424, XXIII, 523 (= Tidskr. f. Philol. o. Paed. VII, 222 mit d. Anm.)*). Andere haben an einen Zusammenhang mit dem kelt. *t*-präteritum gedacht, wie z. B. Lottner K. Z. VII, 43 f. (163), vgl. Schleicher Comp.[4] 823, Curtius Vbm II[2], 12. Endlich hat man in verschiedener Weise die Annahme durchgeführt, dass das it. *t*-Perfekt eine auf italischem Boden entstandene zusammengesetzte Tempusform sei, worin ein Participium des

*) Mit der Bildungsweise, die Bugge an der letztgenannten Stelle zunächst für das germ. schw. Präteritum annimmt: got. *tavida* = **tavitha* = **tavitha-da*, stimmt die von Bergk in einem nachgelassenen Aufsatze, Kl. Philol. Schr. I, 647, für das italische aufgestellte Erklärung aus dem Partic. Perf. pass. mit *dare* (wie *effectum dabo* etc.) in bemerkenswerter Weise überein.

Hauptverbums sich mit einem Präteritum des Hilfsverbums *fu* „sein, werden“ verbunden haben sollte. Nach Corssen, Ausspr. I², 553 u. a. St., setzt osk. *prúfatted* einen vom Part. Perf. pass. gebildeten abgeleiteten Verbalstamm **profatā-* (Inf. **profataum*, vgl. *iactare : iacio*) voraus und verhält sich dazu wie das osk. Perf. *upsed* „fecit“ zum St. *úpsā-*, lat. *operā-;* die Grundform ist folglich nach Corssen **profat(ā)-fed* und das doppelte *t* rührt aus der Assimilation der zusammenstossenden Konsonanten *t-f* her. Anders fasst Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 64 die Sache auf: „*manaffed* und *profatted* entstanden aus demselben Element durch verschiedene Assimilation, indem das Hilfswort an die Stämme *manat- profat-* trat, die nach Form und Function sich den lat. Participien *cenatus iuratus* vergleichen, das meist passivische Suffix *ta* hatte in einer Masse alter Wörter und Namen active Bedeutung (Priscian XI 27 p. 566, *obitus discessus perosus Adventus* u. s. w.)“. Schleicher Comp.⁴ 819 setzt auch einen Partizipialstamm **profat-* als erstes Element an, aber er möchte darin entweder das Part. Pr. *profant-* (vgl. *set* „sunt“ = *sent*), oder lieber ein Part. Perf. act. **profavot-* sehen. — Von den an dritter Stelle aufgeführten Erklärungsversuchen scheinen mir zunächst die von Bücheler und von Schleicher sehr begründeten Zweifeln zu unterliegen. Die Annahme von der Zusammensetzung eines nackten Stammes mit einer flektierten Form gehört, wie nunmehr allgemein erkannt worden ist, zu den allermisslichsten sprachwissenschaftlichen Hypothesen, da ja schon innerhalb der „Grundsprache“ keine unbekleideten Stämme als solche zur Verfügung standen. Wenigstens in späteren Sprachperioden können Formen, die den Anschein einer solchen Bildungsweise an sich haben, in der Regel nur auf indirektem Wege als analogische Neuschöpfungen aufgekommen sein (vgl. z. B. Joh. Schmidt K. Z. XXVI, 396 f., Thurneysen Bezzenb. Beitr. VIII, 280 über lat. *calebam, amabam, dabam* etc.). Eine Darlegung der Art und Weise, in welcher die betr. italischen Dialekte zu einer solchen Neubildung gelangten, wird nun aber hier gar sehr vermisst.

Ein weiterer Einwurf gegen die Büchelersche Erklärung — die Unwahrscheinlichkeiten, an denen Schleichers Aufstellungen leiden, liegen zu klar zu Tage, als dass wir uns dabei aufzuhalten brauchten — kann aus der Bedeutung des vorausgesetzten ersten Gliedes dieser Zusammensetzung hergeleitet werden. Es ist ja unbestreitbar, dass das Part. auf *-to* (= *-t*) recht häufig im aktiven oder wenigstens neutralen Sinne verwendet wird (wie in den oben angef. lat. Wörtern, umbr. *taśez „tacitus“*, osk. *deivatuns „iurati“*), aber dies ist jedenfalls die Ausnahme, nicht die Regel, an die wir doch hier uns zu halten haben; es ist folglich nicht wahrscheinlich, dass ein **profat- -fed* = „probatus fuit“ die Bedeutung „probavit“ angenommen hätte. Man könnte es sich zwar möglicherweise denken, dass das in Büchelers Weise aufgefasste *t*-Perfekt von neutralen Verbis mit daneben bestehenden Participien auf *-to* (man denke an die lateinischen „neutro-passiva“) ausgegangen wäre, aber auch hierfür scheint jeglicher Anhalt zu fehlen. Aus diesem Gesichtspunkte scheint mir also die oben (S. 133 Anm.) angeführte Meinung Bergks, wonach *prúfatted* auf ein „probatum dedit“ zurückgehen sollte, sinngemässer zu sein, obwohl dieselbe offenbar in formaler Beziehung zu Bedenken der allerschwersten Art Anlass giebt.

Die Corssensche Hypothese dürfte etwas leichter zu verteidigen sein, wenn sie auch nicht auf einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann. Denken wir uns nämlich, wie Corssen will, einen abgeleiteten Verbalstamm **profātā-*, wozu freilich genau entsprechende lateinische Analogieen ganz zu fehlen scheinen (vgl. doch *datā-re, pro-lātāre, ad-iūtā-re, iactā-re* etc.), so könnte davon ein Perf. **profāt-ed* gebildet werden, gerade wie osk. *ups-ed* vom St. *úpsā-*, und unleugbar könnte ferner diese Perfektform des sekundären Verbums zum Primitivum in unmittelbare Beziehung treten, ebensogut wie z. B. das Lat. zum Präsens *quaero* das Perfekt u. Partic. Pass. vom erweiterten Stamme **quaisso- (quaeso)* bildet (Brugmann M. U. III, 130), oder zu *cano*

und *tueor* gewöhnlich die sekundären Bildungen *cantatus* und *tutatus* als Part. Perf. benutzt. Nachdem sich so die Abwandlung Präs. *profā-*, Perf. **profāt-ed* bei einem oder ein paar Verben festgesetzt hatte, war es möglich dies Präteritum direkt auf das Participium auf *-to* zu beziehen und, als Folge davon, zu andern gleichartigen Präsensstämmen das Perfekt unmittelbar von jenem Participium zu bilden, ohne dass ein abgeleitetes Verbum auf *-tā* als Mittelglied erforderlich gewesen wäre*). Allerdings muss man hierbei Corssens im Grunde

*) Dass einige wenige, ja sogar vereinzelte Formen unter geeigneten Vorbedingungen ganze Reihen von Analogiebildungen ins Leben rufen können, ist in der jüngsten Zeit so nachdrücklich und klar erwiesen worden (vgl. z. B. Brugmann M. U. III, 26. Bekannte Beispiele sind das gr. Perf. auf -κα, der Passivaor. auf -θην, die altind. Causativa mit dem Suff. *-p-aya-* u. s. w.), dass die Statuierung eines solchen Vorganges keinem principiellen Widerspruch begegnen kann. — Unter Berufung auf diesen Erfahrungssatz lässt sich vielleicht auch eine erträgliche Konjektur aufstellen über die Entstehung der anscheinend zum Perfektsystem gehörenden umbrischen Verbalformen mit dem Charakter *-nśi-* (Perf. Konj. III S. *combifia-nśi* „nuntiaverit", Fut. II *purdi-nśi-ust, purdi-nś-us* etc. „porrexerit", *combifia-nśi-ust, combifia-nś-ust* „nuntiaverit", *disleralinsust?;* vgl. *faśiu, faśu* „facere", Bücheler Umbr. 180), die neuerdings von Bechtel in Bezzenb. Beitr. VII, S. 6 f. besprochen worden sind (vgl. Bréal Tab. Eug. 129 f., Bücheler Umbr. 195 f., 46, Bugge Altital. Stud. 84). Gegen seine Ansicht, dieselben wären von einem Part. Präs. auf *-nt-i-* gebildet, spricht von anderem abgesehen der Umstand, dass die Verbindung *ti* sonst nicht in *si*, geschweige denn in *śi (combifiansiust, purdinsust* sind Schreibfehler) übergeht; *nesimo-* „proximus" ist nicht aus **nectimo-* entstanden, ebensowenig wie *maxumo-, oxime* aus **maghtemo-* u. s. f. Das *ś (ç)* muss hier wie sonst einem *k* entstammen und insofern hat Bücheler gewiss das Richtige getroffen, da er diese Formen auf Stämme wie **purdincio- *combifiancio-* zurückführen will. Nur dürften dies eigentl. verbale Stämme gewesen sein, und ferner ist es nicht nötig vorauszusetzen, dass gerade die erwähnten Verbalst. jemals als solche selbständig existiert hätten. Sondern wir können uns mit der allerdings unbeweisbaren, aber vom apriorischen Gesichtspunkte unzweifelhaft zulässigen Annahme begnügen, dass es im Umbrischen einen oder mehrere Fälle gegeben habe, wo ein langvokalisch auslautender Verbalstamm und ein davon abgeleiteter auf *-nḱi(o)* in der erforderlichen Weise zu einem „a verbo" verbunden waren, und dass die in Rede stehenden speziellen Fälle

für seine Ansicht unwesentliche Erklärung der Perf. *profat(t)ed, upsed* aus Grundformen wie **profat(ā)-fed, *ups(ā)-fed* fallen lassen. *ūpsed* (Plur. *uupsens,* Corssen Ausspr. I, 554), vgl. umbr. *oseto* (lat. **opsita*) „facta" (anders Jordan Quaest. Umbr. 11 f.), *prúffed* „probavit", vgl. *prúftúset* „probata sunt" (wie spätl. *probitus, rogitus, vocitus* Schuchardt I, 36), und wohl auch *urust* „oraverit", umbr. *portust* „portaverit" sind nach Analogie der primären Verba mit starkem Perfekt gebildet (vgl. Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 53); im Latein würden etwa Perfektformen wie **ōps-it, *prōb-it* (Muster *fōd-it* etc.), **port-it* oder viell. **port-uit* entsprechen (vgl. z. B. lat. *mŏnerint, colerat* Neue II, 481, 490, *plicui* : *plicavi* u. ä.). Demnach hätten wir uns also osk. *prúfatted* als ein

danach auf dem Wege der Analogiebildung entstanden seien, indem das Element *-nki-* zur deutlicheren Ausprägung des Tempuscharakters brauchbar erschien, oder richtiger gesagt, infolge falscher Formenanalyse als Tempuschar. mitempfunden wurde. Setzen wir z. B. den Fall, dass der umbrische Dialekt aus irgend einem Anlass darauf verfallen wäre, die beiden im Latein selbständig nebeneinander hergehenden Verba „binden", das primäre *vei-, vī-, vīē-(re)* — vgl. umbr. *eveietu* „evincito" oder „evincīto"? Büchel. Umbr. 142 — und das sekundäre *vi-nk-i(o)-* (wie *vinco* : *vei-* = indog. *g²ei-*; Thurneysen Lat. Vba auf *-io* 33) — vgl. umbr. *previślatu* (neben *previlatu*) „praevinculato" nach Büchel. — zu einem Paradigma zu verbinden, und zwar in der Weise, dass *vinki-, *vinśi-* (*ś* = *k* = idg. *k²*, wie in *pruseśia, pruseśetu* : *prusekatu)* als Perfektstamm, wenigstens konjunktivischer und futuraler, benutzt wurde: **vinśi, *vinśiust* „vinxerit", so begreift es sich, dass das Verbum *pur-di- (purtiius* „porrexeris", wovon nach Bréal und Bücheler das einmalige *purtitius* nur eine Verschreibung ist, Part. *purditom,* Adj. *purtifele,* wie *titu ditu* „dato", *dia* „det" wahrscheinl. von einer Wz. *d-ei,* vgl. *d-eu, duim, -am,* umbr. *purdovitu*: *dō,* lat. *condio, audio* [gr. ἐσθίω] Bréal T. E. 60) sich an dies Muster hätte anschliessen können : **purdi-nś-i, purdi-nśi-ust,* ohne jemals vor und ausserhalb diesen neugeschaffenen Formen einen, an sich wohl denkbaren, St. **purdinki(o)-* neben sich gehabt zu haben. Nachdem durch diese und ähnliche Bildungen die Stammerweiterung *-nki-, -nśi-* das Aussehen eines Tempuscharakters bekommen hatte, wäre sie dann ferner auf *ā*-Stämme wie *kombifiā-* übertragen worden, wenn man nicht etwa auch hier lieber annehmen wollte, dass ein oder mehrere Doppelwörter auf *-ā-* und auf *-anki-* (man denke beispielshalber etwa an lat. *sancio* : *sānus?*) das Muster geliefert hätten.

lat. **probāt-it* vorzustellen. Das doppelte *t* müsste folglich im Oskischen sekundär entwickelt sein, wie auch schon wiederholt behauptet worden ist; s. Bugge und Lottner a. d. oben angeführten Stellen, Merguet Entw. d. lat. Formenb. 233 f. und vgl. Bechtel Bezzenb. Beitr. VII, 7 Anm. Dass diese Doppelung rein graphischer Natur sein sollte, ist nicht wahrscheinlich, da sie in den erhaltenen Monumenten mit sehr bemerkenswerter Konsequenz durchgeführt ist. Auf den im einheimischen Alphabete und mit (mehr oder weniger strenger) Beobachtung der Konsonantengemination abgefassten osk. Inschriften ist bisher, wenigstens soviel ich weiss, die Schreibung mit einfachem *t* nur einmal zum Vorschein gekommen, näml. in *[d]uunated* „donavit" Zvet. 17 (s. Pauli oben II, 90 f.), während das doppelte *t* sehr häufig gefunden wird, z. B. Zvet. 1 (aus dem Aequerlande) *prufatted*, 16 (Bovianum) *dadíkatted* „dedicavit", 18 (Bovianum) *prúfatted,* 19 (Bov.) *prúfatted,* 56 (Cipp. Ab.) *tríbarakattuset* 2m., *tríbarakattíns* „aedificaverint", 62 (Pompeji) *terem[nat]tens, teremnattens* „terminaverunt", *prúfattens,* 63 (Pomp.) *prúfatted,* 64 (Pomp.) *prúfatted,* 65 (Pomp.) *prúfattd,* 70 (Pomp.) *[prú]fa]tted,* 73 (Pomp.) *teremnatt[ens],* 75 (Pomp.) *...ttens; profated* in der lateinisch und ohne Gemination *(amanafed)* geschriebenen Inschr. Zvet. 7 und die auf der bekanntlich in Bezug auf die Konsonantengemination ganz unzuverlässigen Tab. Bant. vorkommenden Formen *lamatir, angetuzet* — die übrigens hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zum *t*-Perfekt erst noch zu besprechen sind — können natürlich hier nicht mitzählen. Die Verdoppelung des *t* in der Konjugationsfuge wird also allem Anschein nach in der wirklichen Aussprache begründet sein und vom Standpunkte der modifizierten Corssenschen Erklärung wird man zu der Annahme genötigt, dass *tt* durch oskische (oder vielleicht oskisch-sabellische) Lautentwickelung aus dem einfachen Tempuscharakter *t* entstanden sei, eine Annahme, deren Berechtigung ausser Zweifel zu sein scheint, wenn auch der Umfang und die Beschaffen-

heit der oskischen Sprachreste in solchen Dingen ein abschliessendes Urteil nicht gestatten.

Gemination eines etymologisch einfachen Konsonanten tritt bekanntlich auch im Latein, dem klassischen wie dem vulgären, recht häufig ein, und vorzugsweise in der Stellung zwischen zwei Vokalen, wovon der erste lang und betont war; gewöhnlich ist dann später dieser Vokal vor der Doppelkonsonanz verkürzt worden*). Es wird genügen, einige derartige Fälle aus dem hier zunächst interessierenden Bereich der Tenues herauszuheben, wie z. B. *Appuleius, Apuleius; cippus* (vulgärl. *ĭ*), *Cīpus,* Preller-Jordan R. Myth. I, 318, *ceip.,* Amtsbezeichnung (?) auf der Fucinerbronze, Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 490, Jordan Hermes XV, 9 f. (gemeinsame Grundbed. „Häuptling", „Spitze", κεφαλίτης, κορυφαῖος. *cīpus* : *caput* = osk. *sipus* : *sapiens,* lat. *sībus,* Rhein. Mus. XXXVII, 518 Anm.: *(in-subidus)* σαφής, σοφός. Vgl. auch *caepa capitata* und Jordan Kr. Beitr. 114)**); *Juppiter; lippus; stuppa, stūpa; vappa, vappo* (Ablaut zu *văpos); bacca?, bāca; muccus, mūcus;* vulgärl. *brūttus* (Wölfflins Archiv I, 253); *futtilis, fūtilis; glittus* (Wz. *glĭ,* vgl. Curtius Et.[5] 367); *gluttus gluttio, glūtus glūtio; guttus gūtus; littera* (vulgärl. *ĭ*), *lītera leitera; mitto* (vulgärl. *ĭ*) wohl aus **mītō* (: lit. *metù* wie *sīca* : *secare; cosmittere?);* vulgärl. **quīttus* od. **quīttidus,* nach Förster Rhein. Mus. XXXIII, 296, neben *quietus;* vulgärl. *tōttus* (a. a. O. 298); *vitta* (nach dem Roman. *ĭ*, Marx s. v.) : *vī* „binden"; *cœcuttio, fri(n)guttio*

*) Vgl. Corssen Ausspr. I, 38, 176 f., 226 f., 249 f. u. a. St. (Beitr. z. it. Spr. 90), Pauli K. Z. XVIII, 1 ff. (Gemination der Tenues), Jordan Hermes XVI, 51 f., Bücheler in Marx' Hülfsbüchlein S. VI, Bährens Fleckeisens Jahrb. 1883, S. 774 ff.

**) Es mag gestattet sein, hieran die Bemerkung zu knüpfen, dass das germ. W. *Haupt* (got. *haubith* u. s. f., s. Kluge Et. Wbch) bei Zusammenhaltung mit dem it. Wurzelpaare *kap-, kĭp-* (vollere Vokalst. *keip-* oder *kaip-*) vielleicht eine einfache Erklärung bekommt: germ. **kaup-(ut-om)* : *cīp(us)* : *cap(ut)* verhalten sich wie z. B. die Wz. *„stup* : *stip* : *stap"* u. ä. Erzeugnisse der wurzelhaften Stammbildung („Wurzelvariation)". Das altn. *höfuð* (Noreen Altn. Gr. I, §. 111) würde also dem lat. *caput* gleichgesetzt und als uralte Variante zu *haufuð* betrachtet werden können.

u. ä. Weiteres s. bes. bei Pauli a. a. O. Dass in den allermeisten der genannten Beispiele die Geminata nicht ursprünglich sein kann, leuchtet unmittelbar ein. Was im besonderen das *tt* betrifft, so giebt uns das bekannte lateinische und gemeinitalische (umbr. *frosetom* „*frausatum", osk. ϝερσορει „Versori") Assibilationsgesetz (Fröhde, Bezzenb. Beitr. I, 177 ff., vgl. Brugmann M. U. III, 133) volle Sicherheit dafür, dass es nicht etwa aus der ursprünglichen Verbindung von einem Dentalen mit folgendem *t* entstanden ist*). Dem zu Grunde liegenden Lautgesetze ist man noch nicht auf die Spur gekommen, wenn man auch vermuten darf, dass die Beschaffenheit des vorhergehenden (etwa „scharf geschnittenen" und steigenden) Accentes von wesentlichem Einfluss gewesen sei. Ebenso ist unklar, inwieweit diese Erscheinung dialektischer Natur sein mag. — Gehen wir nun zum Oskischen über, so nehmen wir dort in gleicher Weise eine sporadische Konsonantengemination wahr, die ebenfalls mit einer gewissen Vorliebe hinter ursprünglich langen (einschliesslich der Diphthongen) und, nach dem Latein zu schliessen, hochbetonten Vokalen erscheint. Verhältnismässig häufig ist auch hier die Doppelung des *t* vertreten. Ausser den fraglichen Formen des *t*-Perfekts kommen folgende Beispiele vor: Cipp. Ab. 53 *[a]íttúm* = „partium", „portionum" nach Büchelers evidenter Ergänzung und Erklärung. Auf der Tab. Bant. findet sich der dazugehörige Gen. S. *aeteis* „partis". Als Grundform des Stammes ist ein **ai-ti-* anzusetzen, welches wahrscheinlicher Weise, wie Bücheler will (Bruns Font.[4] 47 f.; vgl. Bezzenberger in seinen Beitr. IV, 323 f.), mit gr. αἶσα, vielleicht auch mit αἰτέω, αἴνυμαι (dessen ehemaliger konsonantischer Anlaut, Knös De dig. 171, Curtius Vbm I[2], 167, doch wohl ziemlich zweifelhaft ist) zusammengestellt werden darf. Entstehung aus **ait-ti-* vorauszusetzen wäre, nach dem vorher Bemerkten,

*) In *cette (*cedite), cottidie (*quotitei-die,* Joh. Schmidt K. Z. XXV, 94 Anm. 1; in der Aussprache verkürzt zu *cŏtidie,* wie *ŏperio, ŏfella* etc., Havet De saturn. lat. v. 416 n. 5), *adgret(t?)us, egretus, matus* u. ä. ist diese Verbindung von späterem Datum.

nur so möglich, dass man Association mit solchen Stämmen annähme, wo das Suff. *-ti* unversehrt bleiben musste. — *úíttiuf* (Cipp. Ab. 2m.) „usus“ muss aus demselben Grunde (Bugge Altital. Stud. 6) unmittelbar vom Stamme *oit-* mittels des Suff. *-ion* gebildet sein (lat. **utio*); vgl. *tang-in-om, [kú]m-parak-in-eís, tríbarakk-iuf.* — Σταττιηις „Statii“ Zvet. 160 (Messana), neben sonstigem *Staatiis, Statiis, Statie.* Die Inschr. ist sonst in orthographischer Beziehung ganz untadelhaft, denn die Gemination in [A]ππελλουνηι „Apollini“ begegnet wieder auf der neulich entdeckten pompejanischen Inschr. Rhein. Mus. XXXVII, 644 (Jordan Symb. ad hist. rel. it., Progr. Königsberg 1883, S. 16) und scheint somit regelrecht zu sein; vgl. lat. *struppus* = στρόφος, *nummus*, wenn = νόμος. — *alttram alttr[ús]* (Cipp. Ab.), *alttreí* (Zvet. 9, Weiheinschr. v. Agnone. 2m. — daneben *entrai* „*Interae“ 2m.); *pínttram* „pontem“ (Zvet. 62, Pomp.). — Diese beiden letztgenannten Fälle können insofern von den vorhergehenden verschieden sein, als die Synkopierung des zwischen *t-r* einst vorhandenen Suffixvokals (**pont-erā*:*pont(i)-*, wie lat. *arc-era*:*arca, priveras*:*privas?* Möglich ist auch die gewöhnliche Etymologie **pont(i)-trā*, wobei wohl spätere Aufhebung oder Nichtgeltung des Dentalgesetzes anzunehmen wäre) zur Gemination beigetragen haben mag. Was die übrigen angeht, könnte man auf den Verdacht kommen, dass hier die Nachbarschaft des folgenden *i* nicht ohne Einfluss gewesen sei, da verdoppelte Konsonanten in dieser Stellung verhältnismässig oft angetroffen werden, und zwar nach kurzen wie nach langen Vokalen: *Akudunniad* „Aquilōniā“, *dekmanniúís* „decumānis“ *(Minnieís* neben *Minieís, Miínieis* „Min(n)ii“, *Silli* n. *Silies* „Si(l)lius“), und andererseits *kúmbennieís* (auch auf der neuen, oben erwähnten pomp. Inschr. *kúmbenni[eís])* „conventus“, wohl = „*convĕnii“ Neutr., *teremenniú* „*terminia“, *Vítelliú* neben *Víteliú* „Italia“ *(tríbarakk-iuf* „aedificatio“? Stamm *tríb-ark-?,* Corssen Ausspr. II, 388); vgl. die Gemination vor *v* in *dekkvíarím, Helleviis* neben *Helevii* (auch päl. *Helevis, Elevis*), *Helvi..* „Helvius“. Indessen, auch so

würden die angezogenen Analogieen für die Annahme eines urspr. einfachen *t* als Tempuscharakter des *t*-Perfekts nicht völlig entwertet werden, indem wohl in Bezug hierauf die Ausrede zulässig wäre, dass mehrere Formen und besonders die III. Plur. des perfektischen Optativs auf *-ĭĕ-* haben auslauten müssen, bevor die Reduktion dieses Modalsuffixes zu *-i-, -í- (hipid, tríbarakattíns)* stattfand (s. Bücheler Umbr. 196 zu umbr. *stiteteies* „stiterint"). Mit Beiseitelassung von solchen haltlosen Möglichkeiten dürfen wir es jedoch auf Grund des oben Angeführten als eine — nach den Ansprüchen, die hier gestellt werden können — wohlbegründete Annahme betrachten, dass das *tt* des Osk. Perfekts, wie in anderen Fällen, aus ursprünglich einfachem *t* hervorgegangen sein könne.*) Es mag in diesem Zusammenhange nur noch hingewiesen werden auf die osk. Perf. mit dem Ausgange *-ffed,* wo der Ursprung der Geminata aus einfachem *f* ganz wahrscheinlich ist und die daher — bei aller Verschiedenheit der betr. Laute — für die uns hier beschäftigende Frage wegen derer auf *-tted* nicht unwichtig sind. Es sind dies die bekannten Formen *prúffed* (2 mal), *aamanaffed* (4 mal); daneben mit einfachem *f aíkdafed* (1 mal). *prúffed* entspricht, wie mir scheint, ganz unverkennbar einem lateinischen **prōb-it* (s. oben S. 137) und würde somit auf **prōf-ed* zurückgehen. Es liegt gar kein Anlass vor, dasselbe durch abnorme Synkopierung des langen *ā* aus **profā-fed* herzuleiten, wie ja auch das Part. *prúftú* keineswegs auf einer Grundform **pro-*

*) Dahingestellt bleibt, ausser dem Grunde und der äusseren Geschichte dieser Erscheinung, wie die Doppelschreibung in allen diesen Fällen phonetisch zu evalvieren ist, ob sie wirkliche Doppelkonsonanz, lange Quantität des Konsonanten, oder vielleicht nur „geschärfte" Aussprache desselben („Fortis") bezeichnet und wie der vorhergehende Vokal in Bezug auf Quantität und Betonung sich genauer verhielt. Die oben gebrauchten Termini „Gemination", „Doppelung" sollen nur besagen, dass hier eine lautliche Entwickelung stattgefunden, die zu der Schriftgeminata Veranlassung gegeben hat.

fāto- basiert. Was ferner die Perfekte *aamanaffed**), *aíkdafed* angeht, so kann es kaum zweifelhaft sein, dass sie zu den italischen (wie allgemein angenommen wird, italisch-keltischen) *f-b*-Tempora gehören, wie osk. *fufans* „erant", lat. *dabo dabam* etc. (vgl. Thurneysen Bezzenb. Beitr. VIII, 280 f.). Das *f* war noch im Gemeinitalischen als Bildungselement für ein präteritales Tempus, das Impf., verwendet worden; es lag daher sehr nahe dasselbe auch in das allgemeine Präteritum, das Perf., einzuführen**), wie ja auch im Latein der Aorist- und Futurcharakter *s* in das Perfektsystem eingedrungen ist.

Also, von Seiten der Lautlehre dürfte nichts von Belang der Verbindung des *t*-Perfekts mit dem Part. auf *-to* im Wege stehen. Glücklicherweise ist es nun aber nicht nötig, mit Corssen den allerdings wenig anmutenden Umweg über abgeleitete Verba der *ā*-Konjugation zurückzulegen, denn, vorausgesetzt dass das doppelte *tt* im Oskischen auf ein einfaches reduciert werden darf, können wir mit den zu Anfang citierten Gewährsmännern annehmen, dass diese Tempusform ihrem Ursprunge nach viel älter ist als die Sonderexistenz der italischen Sprachen, und wir sind dadurch vom italischen Standpunkte aus eigentlich der Verpflichtung enthoben nach ihrer Entstehung zu forschen; d. h., das italische *t*-Präteritum ist wahrscheinlich im Grunde einer und derselben Bildung mit dem gleichbenannten altirischen Tempus und dem

---

*) Nach Bugge Altital. Stud. 17 sollte der Stamm dieses Wortes **man(a)f-* = **mandh-* sein, was schon wegen *aíkdafed* nicht recht glaublich ist.

**) Auch das Umbr. scheint ein *f*-Perfekt besessen zu haben. Hierfür sprechen — von den noch zweifelhaften *pihafei, -i, herifi* (vgl. Bréal T. E. 361 n. 2, 250, Bücheler Umbr. 199, Balser Fleckeisens Jahrb. 1884, S. 123 f.) abgesehen — die Fut. II wie *ampr-e-fuus* „ambieris", III Pl. *ambr-e-furent* (vgl. Brugmann M. U. III, 50). **e-f-ust* verhält sich zu *i-ust* ungefähr so wie lat. *i-v-erit* : *i-erit;* in den volleren Formen sind die Perfektcharaktere, bezw. *f* und *v*, zwischen Stamm und Endung hinzugetreten. Vgl. die interessanten Bemerkungen Gröbers über die vulgärl. Impf. **florē-am, *finī-am, *legē-am,* Wölfflins Arch. I, 228.

„schwachen“ germanischen Präteritum. Das altirische *t*-Präteritum wird vorzugsweise von konsonantisch auslautenden Verbalwurzeln gebildet, wie *al-t* „educavit“ : *alim* (alo), *asber-t* „dixit“ : *berim* (fero), *arroét* „accepit“ : *airimim* (emo), *éracht* „surrexit“ : *éirgim* (rego), jedoch auch von vokalischen, wie z. B. *dith* „suxit“ : *dinim* (verw. m. θῆσθαι, *fēlare*); s. Windisch Kuhns Beitr. VIII, 442 f., Kurzgef. Ir. Gr. S. 64 f. Das schwache germanische Präteritum hat bekanntlich seine hauptsächlichste Anwendung im abgeleiteten Verbum (got. *nasida, habaida, salbôda*), daneben kommt es auch in mehreren primären Verben vor (got. *thûhta, vissa, kuntha* etc.). Darüber dass der Anlaut seines Suffixes als indog. *t* anzusetzen sei, kann wohl nunmehr nach H. Möllers Darlegungen, Paul-Braunes Beitr. VII, 457 ff., kein Zweifel bestehen. Ebensowenig wird man umhin können mit Möller (u. Windisch) die beiden *t*-Tempora, das irische und das germanische, auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Wenn aber die Sachen so liegen, müssten es offenbar sehr triftige Gründe sein, die uns veranlassen sollten, das italische *t*-Präteritum von jenen beiden ganz zu trennen. Einer der hier möglichen Einwürfe, und zwar der wichtigste, ist schon im voraus beleuchtet und wesentlich zu entkräften versucht worden. Ganz verschwindend neben diesem Hauptbedenken ist eine andere Schwierigkeit, die verhältnismässig sehr geringe Verbreitung dieses Tempus innerhalb der italischen Dialekte, unter welchen allerdings ausser dem Oskischen nur der mit diesem nahe verwandte pälignische Dialekt mit Sicherheit hierhergehörige Formen aufzuweisen hat: *coisatens* „curarunt“, Rhein. Mus. XXXII, 640, Gamurrini Append. 942, *locatin* „locaverunt“, Rhein. Mus. XXXIII, 41 Anm., Gam. 943*).

*) Volsk. *sistiatiens* „statuerunt“ (Tab. Velit., Mommsen Unterit. Dial. 320, Fabretti 2736), welche Form gewöhnlich als *t*-Perf. betrachtet wird, ist von Bücheler Lex. It. XXVI sehr ansprechend als [„starkes“] Perf. des St. *stati-* (umbr. *statita* „statuta“) gefasst worden. Mit diesem wird gew. *sest.a.plens* (vgl. Tab. Bant. *pocapi.t* u. dgl.) der angeblich Sulmonensischen Inschr. C. I. L. I, p. 555, Fabr. 2883 (vgl. Corssen K. Z.

Unsere Überlieferung der it. Sprachen ist aber in innerer wie in äusserer Beziehung so lückenhaft und inkonsequent, dass aus dem Schweigen der lateinischen und umbrischen Dialekte kein irgendwie sicherer Schluss gezogen werden kann. Es kann dem *t*-Perf. ähnlich ergangen sein wie dem zweifellos gemeinitalischen *f-(b-)*-Futurum, das nur in einer Hauptmundart, der lateinischen, aufbewahrt worden ist. Als die, wenigstens zur Zeit, haltbarste Erklärung des it. *t*-Perf. darf also diejenige bezeichnet werden, wonach demselben ein voritalisches *t*-Tempus zu Grunde liegen soll; wahrscheinlicherweise wird dies ein „Aorist" gewesen sein*), der dann auf italischem Boden perfektische Beugung und Funktionen annahm (vgl. die *f*- und *s*-Perf.). Die genauere Ermittelung seiner Stammbildung fällt der allgemeinen vergl. Grammatik zu; doch darf man vorläufig glauben, dass dieses Tempus, ebenso wie die Präsentia auf *-tō, -τω* (G. Meyer Gr. §. 498, Curtius Vbm I², 232 f.; vgl. auch Mommsen Unterit. Dial. 237), zum Part. auf *-to* in allernächster Beziehung steht**),

---

XXII, 308) zusammengehalten und demnach *sestattens* (Corssen), oder wahrscheinlicher *sestatiens, sestiatiens* (Bugge K. Z. XXII, 388, Altital. Stud. 82, Bücheler a. a. O., vgl. Umbr. 116) emendiert. Anders Zeyss K. Z. XX, 181 f., Bergk Kl. phil. Schr. I, 522. — Sollte man nicht mit leichterer Änderung *sestapiens* lesen können, Perf. zu einem Vbm **stapi-(-ei-)* = skr. *sthāpay-* „stellen", von der idg. Wz. *stăp* (Curtius Et.⁵ 214; ob *stapia* ein echtlat. Wort sei, ist wohl fraglich)? — Schliesslich mag noch das dunkle *(eituam)amatens(uenalinam)* der marsischen Bronze von Rapino (Fabr. 2741) erwähnt werden; vgl. Bugge K. Z. XXII, 466.

*) Auch im Griechischen giebt es gewisse Ansätze zu einem *t*-Aor., Curtius Vbm II², 10 f.

**) Die Aktivierung erfolgte zugleich mit der Anfügung der aktiven Flexionsendungen, gleichwie lat. *iactare* das Intens. zu *iacere* und nicht zu *iaci* bildet. — An dieser Stelle mag noch in aller Kürze darauf aufmerksam gemacht werden, dass auch ein paar andere ital. Perfektstämme mit (oft passiv oder neutral gebrauchten) Participien oder participartigen Adjektiven verwandt zu sein scheinen: näml. erstens die umbr. Fut. II, III S. *apelust* „impenderit", *entelust* „intenderit", die Bechtel Bezzenb. Beitr. VII, 7 in sehr beachtenswerter Weise von St. auf *-lo, *ampendlo-, *entendlo-* [vgl. *protelum* = **protendlum; ex-em-p-lum* „herausgenommenes",

denn wo man anders anknüpfen könnte, ist nicht ersichtlich. Und es ist sehr wohl denkbar, dass noch im Italischen die alte Verwandtschaft gefühlt wurde, ehe die beiden Formen in innerer und äusserer Hinsicht (Eintritt der „Gemination" im *t*-Perf.) auseinandergingen. Wir würden somit zu dem Resultate gelangt sein, dass die zu Anfang aufgezählten verschiedenen Ansichten der Hauptsache nach auf eine und dieselbe herauskommen.

Es erübrigt nur noch, ein paar Einzelfragen zu besprechen. Die erste betrifft die bekannte Form *angetuzet* (*anget.uzet*, wie *medicat.inom*, *trĭbarakat.tuset* u. dgl.) Tab. Bant. 20 (vgl. A. St. III die Abh. über *essuf*). Dass wir hier eine III Pl. des Fut. II vor uns haben, ist längst erkannt worden, wie auch dass die Wortbedeutung die eines Verbi des Wollens oder des Befehlens sein müsse: „proposuerint" Bücheler Bruns Font.[4] 49, oder besser „indixerint", „iusserint", Rh. Mus. XXX 438, Lex. It. V. Gehen wir nun zur etymologischen Analyse über, so muss vorerst bemerkt werden, dass die von Bugge (K. Z. XXII, 404) in Z. 2 nach der Mommsenschen Lesung *q. moltam. angit.u(g?)* (Zvetaieff: *angitu*...) rekonstruierte Singularform **angitust* hierbei keine massgebende Bedeutung haben kann, seitdem Bruns durch eigene sorgfältige Untersuchung der Bronze festgestellt hat, dass in Wirklichkeit nur Q. MOLTAM ANGII V... zu lesen ist (Font.[3] 311). Dass ein „indixerit", „irrogaverit" soweit man jetzt urteilen kann, an dieser Stelle durchaus sinngemäss sein würde, und dass demzufolge der Singular zu *angetuzet* — ob korrekt oder verschrieben, wissen wir nicht — einst dagestanden haben mag, soll damit natür-

„-zunehmendes", *iaculum rete, stragulus,* die Adj. auf *-li, agilis, incīlis, incīlare,* umbr. *iseśeles?* „insectis" Büchel., gr. βέβηλος, ψιλός etc., Osthoff Forschungen I, 168 f., 188] abgeleitet hat (andere in lautlicher Hinsicht schwierige Erkl. Bücheler Umbr. 183, 186), und zweitens das wahrscheinlich vorital. Perf. auf lat. *-ui, -vi* (s. Möller Paul-Braunes Beitr. VII, 469, Fick Gött. G. A. 1883, S. 594) in seinem Verhältnis zu den Part. auf *-uo* (Bugge Altital. Stud. 21 f., Möller a. a. O. 461, Anm. 2): *desīvi* (desii): **desīvus* in *desīvare* (s. O. Müller zu Paul. F. p. 72, 13), *ingenui*: *ingenuus, serui*: *servus* u. s. f., osk. *fefacust* „fecerit": *facus* „factus".

lich nicht geleugnet werden. Vielmehr glaube ich, dass auch diese Möglichkeit gegen Bréals Vorschlag, **anteguzet* (Wz. *tag* = *tang, tanginom* etc.) statt *angetuzet* zu lesen (Mém. de la Soc. de L. IV, 396), geltend gemacht werden darf. Jedenfalls aber hat man sich in sonstiger Hinsicht einzig und allein an die Form *angetuzet*, mit *e* in der zweiten Silbe, zu halten. Ich möchte nun vorschlagen dieselbe als **ange(n)tuze(n)t* zu lesen, d. h. in der zweiten Silbe ein *n* hinzuzudenken. Dass Nasale vor folgendem Verschlusslaut fehlen, ist bekanntlich eine auf italischen (Corssen Ausspr. I, 256 f., 261, 263, Bücheler Rhein. Mus. XXXVII, 525 f., Ders. Umbr. 185, Bréal T. E. 330, 332, Kirchhoff Stadtr. v. Bantia 11) wie griechischen (Blass Ausspr.^{2} 73, G. Meyer Gr. §. 294) Denkmälern öfters begegnende Erscheinung, die in den seltensten Fällen in einem wirklichen Verstummen der Nasale ihren Grund haben wird, sondern, soweit sie überhaupt phonetisch motiviert ist, hauptsächlich darauf zu beruhen scheint, dass ein Nasal in dieser Stellung relativ schwach (reduciert) klingt, indem die für den akustischen Charakter der Nasale so höchst wichtige Lösung des betr. Mundverschlusses *(venio, sumus)* in den Verbindungen wie *mp, nk, nt* etc. erst beim Schluss der Explosiven *p, t, k* u. s. f. eintritt und somit für jene Nasenlaute in Wegfall kommt*). Selbstverständlich wird hierbei der Nasal um so viel weniger ins Ohr fallen, wenn die betreffende Silbe tonlos ist, da ja überhaupt alle Laute einer unbetonten Silbe weniger energisch artikuliert werden. Im Oskischen kommt nun auch die Auslassung eines solchen Nasals am häufigsten in flexivischen Silben vor, wie *set* = umbr. *sent* : *prúftúset, statús.pús.set* „*stati qui sunt“ *scriftas.set* „scriptae sunt“ (überall ist Tonanschluss an das vorhergehende Wort möglich), *amfret* „ambiunt“ (wohl = **amfrient*, vgl. etwa Σεστες, *Papes*, Corssen Beitr. z. it. Spr. 568), *staíet* „stant“, *censazet, tríbarakattuset, angetuzet* — wogegen

*) Hieraus sind auch zum Teil die in solcher Nachbarschaft vorkommenden Verwechselungen von *m* und *n* (Schmitz Beitr. z. lat. Sprach- u. Lit.-K. 65 f.) zu erklären.

die volle Schreibung nur ausnahmsweise erscheint: *eestínt (-*st(a)-ínt?)* „extant", *stahínt, stahint = staíet* — und ferner wohl die pronominale Akkusativform *ekak = *ekank* „hanc" (Zvet. 62, 63, 65), wo meines Erachtens die gew. Erklärung nicht mit Recht von Pauli der Willkürlichkeit bezichtigt wird (A. St. II, 107), da sie noch ausserdem in der häufigen Weglassung des Schluss-*m* auf diesen pompejanischen Inschriften *(vía, iní, ísídu, passtata, tiurrí, [tr]íibu)* eine gewisse Stütze findet. In Ableitungs- und Wurzelsilben werden nur je zwei Beispiele gefunden: *araget[ud], aragetud* Zvet. 57, 58 (Nola), welches Wort in Bezug auf das Suffix schwerlich vom lat. *argentum* getrennt werden kann, *aret[ikai]* neben *arentik[ai]* auf der Capuanischen Bleitafel Zvet. 50, Rhein. Mus. XXXIII, S. 6, und Λαπονις = „Lamponius" (vgl. lat. *Tapios, Seproni*), *Freternum* = „Frenternorum" (Frentranorum), wie doch wohl die Münzaufschrift Zvet. 164 b. zu verstehen sein wird (vgl. Fabr. Gloss. Sp. 524). — Schon hieraus dürfte zur Genüge erhellen, dass die Ergänzung eines *n* in der zweiten Silbe des W. *angetuzet*, wenn sie auch nicht besonders einleuchtend ist, doch nicht als ungerechtfertigte Kühnheit hingestellt werden kann. Es kommt nun aber als weiterer Berechtigungsgrund hinzu die bekanntermaassen in hohem Grade inkonsequente und verwahrloste Orthographie der Bantinischen Bronze. Besonders ist daran zu erinnern, dass ein *n* in *mistreis* (Z. 18) neben zweimaligem *minstreis* fehlt (die eigentümliche Natur dieses *n* geht uns hier nicht an), während es umgekehrt in *deivatuns* = Nom. pl. *„iurati"* (nach der gew. und, wie ich glaube, richtigen Erklärung) falscher Zusatz ist, und dass in *atrud* (Z. 24) „altero" sogar ein *l* vor *t* ausgelassen worden ist. Schliesslich könnte auch die gewohnheitsmässige Weglassung des Nasals in der vierten Silbe von *anget.uzet* zu der nasallosen Schreibung der zweiten wesentlich beigetragen haben, denn der eilfertige Schreiber oder Graveur hat sich offenbar dann und wann, nach gewöhnlicher Abschreiberart, durch ein benachbartes, bes. ein folgendes Element oder Wort beeinflussen lassen; wie z. B. in

Z. 19 ***Sansae*** f. *Bansae*, ***tautam*** f. *toutam*, 9 ***pous touto*** (wie diese Form mit sonstigem *puz* anders zu vereinigen wäre, ist schwer einzusehen; vgl. Bugge Altital. Stud. 75 f.) *deivatuns tanginom deicans* (? S. oben), Z. 22 *pa**ei** **ei**zeis fust pae*, Z. 25 ***phim pruhipid*** (Bréal Mém. IV, 397) u. a.

Die Etymologie der so nach Möglichkeit sichergestellten Form **angentuzent* giebt sich beinahe von selbst. Wie Bücheler erkannt hat, ist vorne die Präposition *an* (umbr. *an-tentu*, lat. *anaxare, anhelare*) abzutrennen. Was zurückbleibt, ist ein Fut. II gebildet vom *t*-Perf. *gen-t-*, III S. **gented*, der Wz. *gen, gn-ā gn-ō* „noscere". Zur Bedeutungsentwickelung vergleiche man z. B. lat. *sciscere, scitum* : *scire*, osk. *tanginúd* „scitu" : *tongere* „nosse" etc. (Lex. It. XXVII), gr. γνῶναι, deutsch „erkennen". In Bezug auf die vorgetretene Präposition *an* mag etwa an lat. *indicere, imputare, irrogare, instipulari* (umbr. *anstiplatu*, s. Bücheler Umbr. 44) erinnert werden. Was das Formelle betrifft, so ist es hier nicht nötig, auf die schwierige Frage einzugehen, von welcher Gestalt der Wurzel, der „einfachen" *gen**) oder der „suffigierten" *gn-ā (gen-ā)*, die oskische Form abzuleiten sei. Im allgemeinen steht ja fest, dass diese letztere entweder die indog. „Mittelstufe" *gen* oder die „Tiefstufe" „*gn̥*" (mit „Nasalis sonans", und zwar, wie ich glaube, sowohl einfacher, wie sog. „langer") repräsentieren muss. Vielleicht liegt dieselbe Wurzel mit dem nämlichen Vokalismus in noch einem andern it. Worte vor, im lat. Adj. *ingens*. Seine Bedeutung „ungeheuer, ausserordentlich, gewaltig", die ohne Zweifel die primäre ist (vgl. Ter. Ad.

*) Einen gegenwärtig wenig beachteten Beleg dieser Wurzelform liefert das gr. γέγωνε „macht sich durch Rufen bemerkbar", eigl. „ist erkennbar", nach Ficks höchst ansprechender Etymologie, Wbch II, 93. Die neutrale Bedeutung wie in γέγονα, πέποιθα, ἐγρήγορα, ἔρρωγα u. s. f. Den Ablaut betreffend verweise ich auf Fälle wie lit. *bedu* : *fodio* : *fōdi*, sl. *melją*, germ. *melwa-* „Mehl" : germ. *mala* : *môl* u. dgl., und auf Mahlow Die l. Vok. 118 f. Es wird sich wohl immer mehr herausstellen, dass die *ē-ō-* und die *e-o*-Reihe im Grunde sehr nahe verwandt, wo nicht identisch sind.

721 *flagitia — ingentia — nova, capitalia*; *ingens immanisque, i. immensusque* Cic.), kann nämlich sehr wohl aus der von „unbekannt“ (unerhört) entwickelt sein, vgl. z. B. das angels. *uncûð,* engl. *uncouth* „unbekannt (got. *unkunths*), unerhört, ungeschlacht“. Von diesem germanischen Worte würde sich das lateinische nur insofern unterscheiden, als es nicht mit dem Suff. *-to,* sondern wie *inquies (inquietus), mansues (mansuetus), damnas (damnatus),* gr. ἀβλής, ἀγνώς etc. (Leo Meyer Vgl. Gr. II ¹, 318 f., vgl. de Saussure Mém. de la Soc. de L. III, 197 f.) mit dem kürzeren *-t* gebildet zu sein schiene. Jedoch würde man wohl auch späteres Übertreten eines urspr. **ingento-* in die *i*-Deklination annehmen können, wie *for(c)tis* : skr. *dṛḍhá-, humilis* : χθαμαλός, *sterilis* : *sterilus* u. dgl. zeigen (vgl. auch *advosem* = adversarium Paul. F. 25). Die verschiedenen Erklärungen aus Wz. *gen* „gignere“, welche Bechstein Curtius' Stud. VIII, 352 gesammelt und besprochen hat, scheinen mir der Bedeutung wegen weniger gut zu passen, während die scharfsinnige und in formaler Beziehung sehr bestechende Etymologie von Bury Bezzenb. Beitr. VII, 82 : **ṃgh(e)nt-* zu μέγας, *magnus* etc., den spezifischen Sinn des Wortes ganz unberücksichtigt lässt.

Wenn man also annehmen kann, dass ein oskisches *t*-Perfekt **gented* „kannte“ existiert habe, so ist die äussere und innere Ähnlichkeit dieser Form mit dem germ. *kuntha**) so gross, dass sie schwerlich auf blossem Zufall beruhen kann, und die Wahrscheinlichkeit, dass *prúfatted* und *salbôda* auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, wird dadurch nicht unbedeutend erhöht.

Ich wende mich nun ferner zu einigen Formen, die schon längst dem *t*-Perf. zugewiesen, aber, wie ich meine mit Unrecht, bisher nicht als dahin gehörig anerkannt worden sind. In erster Linie muss hier das früher (A. St. III) behandelte

*) Das wohl am einfachsten als = vorgerm. **gṅ-t(ā)-* gefasst wird (vgl. *vrkas, vulfs),* denn dass „betonte Nasalis sonans“ germ. *in (en)* ergebe, wird doch nicht für ausgemacht gelten können.

osk. *lamatir* zur Sprache kommen. An den beiden Stellen, wo es vorkommt, kann es nur als eine Verbalform dritter Person von imperativischer Bedeutung gefasst werden. Bugge war früher (s. K. Z. XXII, 415) der Ansicht, dass *lamatir* eine Form des *t*-Perfekts im Optativ sei: **lamatid*+*r*, wie *censamur* = **censamud*+*r* (vgl. Brugmann M. U. I, 171), umbr. *ferar* „feratur" = **fera(d)-r*. Gegen diese Erklärung wurde dann von Bücheler eingewendet, dass das Tempus perf. zu den folgenden Worten des Textes: „von Amtswegen, in Anwesenheit der Bürgerschaft" (wodurch allerdings präsentische Bedeutung erfordert wird) schlechterdings nicht passe (Rhein. Mus. XXXIII, 21); nach ihm ist es ein Konj. des Präs. (a. a. O. 23), bei welcher Auffassung aber der Vokal *i* der Endung *-tir* unerklärt bleibt. In seinen Altital. Stud. 28 f. hat nun auch Bugge jene Ansicht aufgegeben. *lamatir* gilt ihm jetzt als eine Imperativform, die auf einem aktiven Imp. **lamatid* beruhe, sowie auch die Formen der Capuanischen Bleitafel *kaispatar, krustatar* Imperative des Akt. auf *-tad* zur Voraussetzung haben sollen. Man erhielte somit, unter Mitberücksichtigung der in der Lex Lucerina (worüber unten) vorkommenden Formen *fundatid, parentatid, proiecitad,* drei verschiedene Imperativendungen: *-tud (-tōd), -tad, -tid,* deren gegenseitiges Verhältnis nach B. eine gewisse Ähnlichkeit mit dem zwischen den Ablativendungen *-ud (-ōd), -ad, -id* bestehenden hätte.

Die frühere und diese spätere Ansicht Bugges dürften eigentlich nicht so unvereinbar sein, wie es auf den ersten Blick scheint. Ganz unverkennbar scheint mir aber, dass die erstere glücklicher und sachgemässer formuliert ist. Wie die Endungsgleichheit zwischen den Imperativen auf *-tōd* und den nominalen Abl. S. auf *-ōd* die Sprechenden hätte bewegen sollen, in rein äusserlicher Weise nun auch die nominalen Ablativausgänge *-ād, -īd* am Imperativ nachzubilden*), ist sehr

*) Denn italische (oskische) Neubildungen müssen ja die Imper. auf *-tād, -tīd* sein, da sonst nichts von derartigen Formen verlautet.

schwer zu verstehen. Dass die Suff. *-mino-* (lat. II Pl. *-mini*, Imp. S. *-minō*) und *-mo-* (umbr. *persnimu*, osk. *censamu-r*), wenn sie als Personalendungen des (medialen?) Imperativs verwendet werden, sich den akt. Imp. auf *-tōd* anschliessen, ist ja eine ganz andere Sache, die sogar kein Bewusstsein von der ablativischen Herkunft der Endung *-tōd* vorauszusetzen braucht. Nicht an jene ganz fernstehenden nominalen Ablative auf *-ad, -id*, sondern an die hinsichtlich ihrer Funktion mit dem Imp. so nahe verwandten Konj. und Opt. auf *-ad, -id* (osk. *pútíad, hipid*) dürfte man anzuknüpfen haben, wenn eine Erklärung der mit Recht oder Unrecht sogenannten Imperative auf *-tad, -tid* versucht werden soll. Dann kann aber, wie ich glaube, der Weg nur über das *t*-Perf. gehen. Es mag wahr sein, dass bei der Erklärung von *lamatir* als Opt. Perf. sowohl der Modus wie auch ganz besonders das Tempus in einer positiven Gesetzesvorschrift etwas Auffallendes hat.*) Aber, kann man wohl fragen, haben wir denn so genaue Kunde von der Syntax des oskischen Verbums, dass wir sagen können, was in dieser Beziehung erlaubt ist oder nicht? Thatsache ist, dass *lamatir*, von der formellen Seite genommen, kaum anders als in der genannten Weise sich analysieren lässt, und es dürfte auch nicht allzuschwer sein den hierdurch postulierten syntaktischen Gebrauch sich einigermassen zu erklären. — Die Endung *-mur (censamur)* scheint nach Bugges Bemerkung, wie umbr. *-mu* und lat. *-minō*, vorzugsweise der medialen Bedeutung des Passivs geeignet zu haben. Im rein passivischen Sinne wurde vielleicht anfangs, wie im Lateinischen, ein Imp. mit der Endung *-tōd+r* = osk **-tur* gebraucht. Diese Form würde nun aber wahrscheinlicher Weise die kleine Unbequemlichkeit gehabt haben, dass sie nicht selten mit dem Nominativ der Nomina agentis

*) Vgl. jedoch z. B. Tab. Ig. VII a. 43: *postro combifiatu rubiname, erus dersa. enem traha sahatam combifiatu, erus dersa* = I b. 35: *pustru kupifiatu rupiname, erus teđa. ene tra sahta kupifiaia, erus teđa.* — Auch für den Opt. Perf. *stiteteies* etc. „stiterint" (I b. 45, II a. 44) würde man wohl zunächst einen Imp. erwarten.

auf *-tor*, osk. *-tur (censtur)* lautlich zusammenfiel (lat. *amator, auditor*). Doch diese Vermutung können wir auf sich beruhen lassen — sicher scheint jedenfalls, dass der Opt. des Perf. auf *-id*, Pass. **-ir* die Funktion der III S. des Imp. übernehmen konnte, da im negativen Gebot der Opt. Perf. die Regel ist: *ni hipid, nep fefacid, nep tríbarakattíns* u. s. w. (Wegen Tab. Bant. 15 *neip* — *actud* vgl. Bugge Altit. Stud. 54 f., Bréal Mém. IV, 389, 393). In der lateinischen Gesetzessprache wird vielleicht umgekehrt die verbietende Form *ne facito* (für *ne feceris*) sich nach der positiven *facito* gerichtet haben, wenn anders, wie es allen Anschein hat, der alte indog. Imp. ursprünglich nur im positiven Sinne gebraucht wurde (Delbrück Synt. Forsch. IV, 120). Am leichtesten wird sich die Funktion als Imp. bei dem Opt. des *t*-Perfekts haben einstellen können, da hier zu der syntaktischen Verwandtschaft die bedeutende äussere Ähnlichkeit zwischen dem Imp. auf *-tud* und dem Opt. auf *-tid*, zunächst im sekundären Verbum, als weiteres Motiv der Association hinzutrat — wenn auch, wie wir oben gesehen haben, in der Aussprache des *t* mitsamt dem vorausgehenden vokalischen Stammesauslaut ein Unterschied bestanden haben mag. Wenn nun einmal in dieser Weise der Imperativ materiell und formell mit dem Optativ in Berührung getreten war, so dass für das Sprachbewusstsein ein Quasi-Imperativ auf **-tid, -tir* neben und anstatt des echten auf *-tud, *-tur* entstand, so konnte wohl diese Kontamination auf den syntaktisch mit dem Opt. im allgemeinen gleichwertig gewordenen Konjunktiv ausgedehnt werden: m. a. W., der neue Imperativ-Optativ auf **-t-i-d, -t-i-r* konnte die weitere Neuschöpfung eines mit dem entsprechenden Charakter des Konjunktivs versehenen Imperativ-Konjunktivs **-t-a-d, -t-a-r* bewirken: *kaispatar, krustatar, proiecitad(?)**). Denkbar wäre es wohl auch, dass *kaispatar, krustatar*

*) Vielleicht hat der umbr. Opt. auf *-ia*, statt indog. *-iē*, *-ī*, durch einen einigermaassen vergleichbaren Vorgang das *ā* seines Suffixes aus dem Konjunktiv bezogen (vgl. Brugmann M. U. III, 45 und andererseits Bechtel Bezzenb. Beitr. VII, 2).

direkt auf einen sonst nicht nachweisbaren (echten) Konjunktiv des (*t*-)Perfekts zurückgingen (vgl. Bücheler a. a. O., S. 23 unten); in *proiecitad,* wenn es richtig ist, würde dann die vollständige Vermischung dieses Konjunktivs mit dem Imper. zu Tage treten. Überhaupt soll das Obige nur zeigen, wie man sich den Zusammenhang der Sache etwa am füglichsten zurechtlegen könnte. Nur daran glaube ich festhalten zu müssen, dass die osk. „Imperative" oder „Konjunktive" auf *-tir* und *-tar* die Vokale ihrer Endungen bezw. dem Optativ *(ī)* und dem Konjunkiv *(ā)* verdanken und dass ihre Entstehung irgendwie vom *t*-Perfekt abhängt.

Ich hatte schon oben Gelegenheit, die „Imperative" der „lex Lucerina de luco sacro"*): *fundatid* „fundito", *parentatid* „parentato", *proiecitad* „proicito" zu erwähnen. Der Text der kleinen Inschrift lautet: *in hoce loucarid stircus ne [qu]is fundatid neve cadaver* | *proiecitad neve parentatid* | *sei quis arvorsu hac faxit [ceiv]ium***) | *quis volet pro ioudicatod* NI | *manum iniect(i)o estod seive* | *mac[i]steratus volet moltare* | *[li]cetod.* — Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, dass Luceria, ehe es, um 440/314, in die Gewalt der Römer fiel, eine gut samnitische Stadt war (s. Mommsen Unterit. Dial. 103) und folglich nach seiner Eroberung und Kolonisierung der Schauplatz eines längeren Kampfes zwischen der oskischen und der lateinischen Mundart gewesen sein kann, um gleich zu erkennen, dass *fundatid****) und *parentatid* — die, was nicht zu übersehen ist, im negativen Satze stehen — in flexivischer

*) C. I. L. IX, 782, Ephem. epigr. II, p. 205., Bruns Font.[4] 44. Vgl. ausserdem H. Buchholtz „Oskisches Perfectum in lateinischer Inschrift", Festgr. an die Philol. in Gera, Berl. 1878 (citiert nach Deecke Bursians Jahresber. XIX, 27, da das Schriftchen mir nicht zur Hand ist), Bugge Altital. Stud. 29, Jordan Quaest. Umbr., Progr. Königsb. 1882, S. 22 f., Sittl Die lok. Versch. d. lat. Spr. 36, Bergk Kl. philol. Schr. I, 647.

**) So jetzt Mommsen. Früher ergänzte er *[in]ium.*

***) Zum *ā*-St. *fundā-* neben *fundere* vgl. z. B. lat. *parare* : *parere* (Eph. ep. II, 206 n. 2), *occupare* : *capere, fodare* : *fodere, sonare* : *sonere, profligare* : *fligere* und bes. *pi(n)sare* : *pi(n)sere* (Neue II, 422); osk. *sakahíter* „sancitur", *regatureí* „Rectori".

Beziehung oskisches Sprachgut, Optative des *t*-Perfekts sind. Wo die Thatsachen so unzweideutig sind, müssen etwa gegen die Annahme von derartigen Mischformen aufsteigende Bedenken zurücktreten (um so eher, da die Inschrift, wie mehrfach bemerkt worden ist, auch sonst einen gewissen fremdartigen Anstrich trägt), und Buchholtz war also in vollem Rechte, als er in dem unten citierten Aufsatze die genannten Formen als „oskische Perfekte in lateinischer Inschrift" bezeichnete. — Vielleicht wird man also auch mit Bugge a. a. O. anzunehmen haben, dass die Form *proiecitad*, wofür Bergk a. a. O. **proiecitatid* (proiectato) verbessern wollte, richtig überliefert ist und das Akt. zu osk. *kaispatar, krustatar* vertritt.

2. *liber.*

Für den Begriff „frei“ giebt es im Italischen zwei anscheinend sehr nahe verwandte und doch zugleich in der äusseren Form nicht unwesentlich verschiedene Wörter. Der eine dieser Adjektivstämme wird durch osk.*) *lúvfreís* „liberi“ (Zvet. 3 *Iúveís l.* = „Iovis l.“; vgl. Preller-Jordan Röm. Myth. I, 195, II, 48 i. d. Anm.) und falisk. *loferta* „liberta“ (Fabr. 2452) vertreten, der andere liegt dem lat. *leiber* (Corssen Ausspr. I, 717), *līber* und möglicherweise auch dem päl. *lifar* (nach Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 289 Verbalform, dem Sinne nach = „liberer“, nach Bugge Altit. Stud. 76 f. Adj. = „liber“) zu Grunde. In dem Lex. It. (p. XVI) werden von Bücheler als beiderseitige Grundformen *loufro-* und *loifro-* aufgeführt. Dass aber lat. *leiber, līber* der letzteren entstammen könnte, ist wohl nicht anzunehmen, da der Diphthong *oi* in lateinisch hochbetonter Wurzelsilbe sonst nicht der Wandelung in *ei* = *ī* unterliegt (Osthoff M. U. IV, 129 Anm., vgl. aber S. 404).

Die angeblichen Belege für den Übergang von solchem *oi* in *ei, ī* sind nämlich, meines Wissens, sämtlich nicht beweisend. Die Perf. *vīdi, līqui* z. B. (οἶδα, λέλοιπα) können sehr wohl eine Art des schwachen Ablauts, „tiefstufiges“ *ī*, oder, noch wahrscheinlicher, den Vokal von *vīderim* = εἰδείην, also die gemeinhin als präsentisch betrachtete „Mittelstufe“ haben; ebenso können *vīnum, vīcus (veicus)* Ablautsvarianten zu gr. οἶνος, οἶκος darstellen (vgl. Corssen a. a. O. I, 715 Anm.), wenn nicht etwa in diesen Wörtern (und in *vīdi*) das *ī (ei)* aus *oi* durch Einwirkung des *v* entstanden sein sollte, wie Havet Mém. de la Soc. de L. V, 43, wohl ohne genügenden Grund,

*) Tab. Bant. 8 ist nach Bréals Entdeckung *loufit* = „vel“ [wenn dies die Bedeutung, wahrscheinlich eine Optativform mit unregelmässigem konsonantischen Auslaut, wie *dat, pocapit, tadait*] zu lesen, Mém. de la Soc. de Lingu. IV, 392. — Über das vermeintliche *[l]úvfrikúnúss* = „liberigenos“ s. Pauli oben II, 114 f.

annimmt. Dasselbe gilt von den bei Corssen Ausspr. I, 710 f. angeführten Fällen *fidus* : *foidus*, *plisima* : *ploirume*, *ninguli* (Analogiebildung nach *singuli*, Baunack K. Z. XXV, 233). Im Inlaut scheint nur die, im späteren und vulgären Latein regelmässige, Kontraktion zu geschlossenem *ē* vorzukommen*): *pomerium* = **pos-moerium* (vgl. Corssen Ausspr. I, 328, Jordan Hermes XV, 3 f.), *ferēmus*, *ferētis* = φέροιμεν, φέροιτε? (anders Thurneysen B. B. VIII, 269; *ferēs* könnte vielleicht durch Ausgleichung für **fereis*, **ferīs* = φέροις, vgl. *equīs*, stehen), bei welchen Formen es jedoch unter anderem zweifelhaft bleibt, ob nicht eine ältere Betonung, **pósmoirium*, **féroimus*, auf die Behandlung des Diphthongs hätte einwirken können.

Wahrscheinlicherweise könnten also lat. *leibero-* (**leif(e)ro-*) und das postulierte **loifro-* nur von Haus aus gleichberechtigte Parallelformen mit verschiedener Stufe des Wurzelablauts (*feido* : *foidus*) gewesen sein. Wie steht es nun aber um die Beglaubigung des Adj. **loifro-* „frei"? Direkt befürwortet wird die Aufstellung desselben nur durch die bekannten Glossen *loebertatem* und *loebesum*, denn fal. *loferta* könnte allerdings zur Noth — unter Herbeiziehung von lat. *coiraverunt*, *coraveront* (*curaverunt*) — als **loiferta* (lat. **loeberta*, **lūberta*) gedeutet werden, aber unleugbar liegt doch, auch wegen des Konsonantismus, das osk. *loufro-* viel näher (Corssen Ausspr. I, 672, Jordan Kr. Beitr. 32 u. s. f.). Das betreffende Excerpt des Paulus lautet nun (ed. O. Müller p. 121): *loebesum***) *et loebertatem antiqui dicebant liberum et libertatem. Ita Graeci* λοιβὴν *et* λείβειν. Hierzu vergleiche man Serv. ad Verg. Georg. I, 7 (ed. Lion II, p. 171):

*) In *bucītum* neben *bucētum* (s. Georges im Wbch), welches Wort gew. zum deutsch. *Heide* u. s. w. gestellt wird, ist die Schreibung schwankend (das *ī* wie in *verbīx*, *crumīna* u. ä.?), in *anquīna* = ἀγχοίνη (vgl. Jordan Hermes XV, 18) ist wahrscheinlich volksetymologische Anlehnung an die Wörter auf *-īna* anzunehmen.

**) Dieser Angabe gemäss wollte O. Müller in Varro L. L. VI 2, *ab loebeso* für hdschr. *ab libero* schreiben.

Quamvis Sabini Cererem panem appellent, Liberum Lebasium: dictum autem quia graece λοιβή *dicitur res divina,* und Plac. Gl. ed. Deuerl. 61, 5: *Libassius, Liber pater.* Wie das gegenseitige Verhältnis dieser Stellen genauer zu bestimmen ist, entgeht meiner Beurteilung, aber sicher scheint, dass sie in sehr intimer Beziehung zu einander stehen, wie ja auch allgemein angenommen wird (vgl. z. B. Jordan zu Prellers Röm. Myth. II^3, 47 Anm. 3). Wenn aber demnach eine gemeinsame Quelle zu Grunde liegt, so steht es zu befürchten, dass die Mitteilung des Paulus über das Adj. *liber* von sehr fraglicher Zuverlässigkeit sei. Es ist nämlich unter solchen Umständen möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass von dem Inhalt dieser Glossenfragmente nur das eine thatsächlich richtig ist, dass die „Sabiner" den *Liber Lebasius, Loebasius**) nannten; das Übrige dagegen *(loebesum, loebertatem)* kann sehr wohl auf blosser Vermutung des Verrius, bezw. seines Gewährsmannes oder seines Epitomators Festus beruhen, welche Vermutung dann, sei es dass sie von den Vorgängern als solche bezeichnet war oder nicht, von Paulus als reine Thatsache uns überliefert wird. Der leitende Gedanke würde offenbar der folgende gewesen sein: *Liber* heisst im sabinischen Dialekte *Lebasius, Loebasius,* also wird auch der lateinische Name des Gottes „bei den Alten" *Loebesus („Loebesum"* wird, vielleicht mit Recht, von Jordan als Eigenname gefasst) gelautet haben**); nun ist aber der Name *Liber* dasselbe Wort wie das Adj. *liber* (Paul. F. 115), folglich wird man ehemals auch für *liber loebesus* od. *loeberus(?)* und für *libertas loebertas* gesagt haben. Zur Unterstützung dieser

*) So schreiben Preller und Jordan an der oben angeführten Stelle (2. Aufl. S. 440 Anm. 4), wohl mit Recht, wie das als Analogie angezogene griech. λοιβή zeigt. *„Libassius"* ist natürlich zu beurteilen wie die auf derselben Seite bei Placidus s. v. *Laestrygones* citierten Varianten *Listrigones, -gonae;* vgl. Schuchardt Vokal. d. Vulgärl. I, 473, III, 161 und II, 288, III, 261 (Corssen Ausspr. I, 701, 710 in d. Anm.). Übrigens könnte hier auch das interpr. *„Liber"* assimilierend gewirkt haben.

**) Das lat. Lautgesetz des Rhotazismus ist ja ein Lieblingsgegenstand dieser Glossen.

Annahme ist an zweierlei zu erinnern. Erstens ist es ja allbekannt, mit welcher Unbefangenheit die römischen Sprachgelehrten alte Formen konstruieren, um sie dann nicht selten als bare Münze auszugeben. Was sich Varro in dieser Beziehung mitunter erlauben konnte, hat Jordan Kr. Beitr. 137 an einigen sprechenden Beispielen gezeigt, und der Unterschied zwischen seiner Methode und der des Verrius Flaccus wird doch nur ein sehr relativer gewesen sein. Nun kommt aber hinzu, dass Verrius' Arbeit eine zweimalige „Verdünnung, Verkürzung und Verhunzung" (Teuffel) hat erdulden müssen, wobei es sich sehr leicht ereignen konnte, dass was der Meister als Hypothese vorgeführt hatte, von den Bearbeitern und besonders von dem verständnislosen Auszugverfertiger Paulus als wirkliche Thatsache hingestellt wurde. Es genügt hier, das Gesagte an ein paar Glossen zu veranschaulichen; bei eingehenderem Studium dürfte es nicht schwer fallen noch schlagendere Beweise beizubringen. Ich wähle zuerst die Glosse des Festus p. 202, 28 M. („schedae ap. Laetum"): *Orcum quem dicimus, ait Verrius ab antiquis dictum Uragum † [Urgum], quod et u. litterae sonum per o. efferebant: † [et] per c. litterae formam nihilominus g. usurpabant. Sed nihil affert exemplorum, ut ita esse credamus: nisi quod his † [is] deus maxime nos urgeat**). Jordan, der diese Stelle zu Prellers Röm. Myth. II^3, 62 Anm. 3 kurz behandelt hat, stimmt mit O. Müller (und den von diesem angeführten Ursinus und Lipsius) darin überein, dass *„Uragum"* in *„Urgum"* zu verbessern sei. Ich kann die Notwendigkeit dieser Aenderung nicht einsehen. Es wird sicherlich schon jemand die ausserordentlich nahe liegende Bemerkung gemacht haben, dass der angebliche *„Uragus"* ganz wie eine lateinische Transscription des gr. Wortes οὐραγός (qui agmen cogit) aussieht. Da dies Wort sehr gut in den Zu-

*) Hieraus hat Paul. folgendes gemacht: *Orcus ab urgendo mortem dictus. C enim pro G frequenter ponebant antiqui*: „manifestissimum exemplum, quam incuriose Paulus interdum Festi sententiam reddiderit", O. Müller.

sammenhang passen würde und Ableitungen aus dem Griechischen auch sonst häufig vorkommen (s. z. B. eine ganze Reihe auf S. 6 der Müllerschen Ausgabe), so halte ich es für höchst wahrscheinlich, dass sowohl οὐραγός *(Uragus)* als auch *urgere* bei Verrius als Etyma aufgeführt waren; dabei hat er wohl auch diese beiden Wörter zu einander in Beziehung gesetzt — die „detractio litterae" machte bekanntlich keine Schwierigkeit. Jedenfalls lässt ihn aber — und das ist hier die Hauptsache — Festus sagen, dass die rein hypothetische Urform, sei es *Uragus* oder (aus dieser entstanden?) *Urgus,* von den Alten thatsächlich gesprochen worden sei.*) An einer anderen Stelle fällt die unrichtige Angabe über den faktischen Sprachgebrauch der *antiqui,* wie es scheint, dem Paulus allein zur Last: Fest. 376,3 (sched. ap. Laetum): *ventabant dixisse antiquos verisimile est, cum et praepositione adiecta [dicatur] adventabant;* Paul. 377: *ventabant dicebant antiqui, unde praepositione adiecta fit adventabant* (*ventare* sonst unbelegt, nach Georges im Wbch). Sehr lehrreich in der fraglichen Hinsicht scheint mir die Glosse Paul. F. 379: *vinciam dicebant continentem.* Es kann kein Zweifel sein, dass diese Notiz aus einer Erklärung des Wortes *provincia* stammt (vgl. Marquardt Röm. Staatsverw. I[1], 338 Anm. 2, Herzog Röm. Staatsverf. I, 608 Anm. 1). Und zwar wird der betreffende Etymolog *provincia* in dem speziellen, örtlichen Sinne des Wortes als „ausseritalischer Verwaltungsbezirk", im Gegensatz zu *vincia* „das Festland", das heisst Italien, ins Auge gefasst haben. Ist es nun aber wahrscheinlich, dass dies wunderbare *vincia* = *continens* etwas anderes sei als ein aus *provincia* gemachtes etymologisches Präparat? Die in der verloren gegangenen Originalglosse beigegebene Begründung mag etwa dahin gelautet haben, dass

*) Aber nach ihren orthographischen Gewohnheiten *Orcus* geschrieben, welche Form dann von den Späteren nach dem Buchstaben, d. h. als phonetisch gemeint, genommen und so ausgesprochen wurde. Vgl. z. B. Paul. 85: *Folium a Graeco venit, quod illi dicunt* φύλλον, *sed ideo per unum L, quia antiqui non geminabant consonantes.*

die überseeischen Kommandogebiete (vgl. Marquardt a. a. O. 339, Mommsen Staatsr. I², 50 Anm. 2) vermutlicherweise nach demselben Prinzip *„pro-vinciae“* hiessen, wie die Inhaber des dortigen Kommandos (regelmässig seit der letzten Zeit der Republik) *„pro-consules, pro-praetores (p. c-e, p. p-e)“* u. s. w.*), woraus man wohl schliessen könne, dass die Alten das Festland *„vincia“* genannt hätten. Von anderen teils falschen, teils verdächtigen Altertümlichkeiten können beispielsweise noch erwähnt werden: p. 3 *edor (ador),* p. 10 *amplustria* (*aplustria,* vgl. Corssen Ausspr. II, 190. Volksetymologische Umbildung jedoch denkbar.), p. 28 *ausculari* (*osculari,* welches natürlich die ältere Form ist), p. 51 **cuctiones* (*coctiones,* vgl. Bugge Altital. Stud. 35), p. 67 *dubenus (dominus),* p. 100 *hemona (humana),* p. 106 *indostruum (industrium),* p. 190, 191 *ops (dicebant opulentum),* p. 205 *pesnis* (*pennis;* vgl. p. 209 und Havet De sat. lat. v. 254) u. ä. m.

Ob neben *leibero-* die, an sich nicht zu beanstandende, Form mit starkem Ablaut („Hochstufe“) *loebero- (*loifro-)* jemals wirklich existiert habe, muss also, soweit es auf

*) In ziemlich ähnlicher Weise hat auch O. Keller Rhein. Mus. XXXIV, 498 f. die Bedeutung der Präposition gefasst. Er lässt *vincia* als eine echte Form gelten, welche aus *vindicia* zu erklären sei, und deutet demnach *provincia* als **provindicia.* Ich brauche mich hier nicht näher auf diese Etymologie (an der besonders die Hineintragung des auf staatsrechtlichem Gebiete wohl ungehörigen Begriffes *vindicia* bedenklich erscheint) einzulassen, sondern bemerke nur, dass die von Budenz K. Z. VIII, 292 gegebene und von Joh. Schmidt Z. Gesch. d. idg. Vok. I, 107 u. II, 353 wieder aufgenommene Zusammenstellung des Wortes mit got. *frauja* „Herr“ u. s. w., obwohl nicht evident, doch auch nicht so abenteuerlich ist, wie Keller meint. Dem genannten Worte könnte nämlich ein lat. **prōvion-,* schwache Form **prōvin-* (vgl. πρώτος?) entsprechen, und **prōvin-cus* „princeps“, „Herr“, *prōvin-cia* „principatus“, „Vorherrschaft“ („Spezialkompetenz“) von der letztgenannten Stammform mittels des Suff. *-co-* (wovon *-c-ia-*) gebildet sein, vgl. *homun-culus, homun-cio* : *homon-*. Die schwache Form des Suff. *-ion (-ien)* ist zwar sonst im Lateinischen nicht nachgewiesen, kann aber sowohl aus allgemeinen Gründen als nach Ausweis der zunächst verwandten Sprachen, Umbrisch und Oskisch, wo bekanntlich Fem. auf *-ion -in* = lat. *-iōn* erscheinen, auch dort kaum gefehlt haben.

das Zeugnis des Paulus ankommt, entschieden bezweifelt werden. Wenn *loebero-*, wie ich aus den oben entwickelten Gründen annehmen möchte, einfach aus dem sabin. *Loebasius* = *Lebasius* erschlossen ist, so brauchen wir in diesem Punkte unseren Quellen nicht zu folgen. Denn erstens ist es noch nicht ausgemacht, dass *liber* und *Liber* dasselbe Wort sind. Die von Curtius (Et.[5] 365) vertretene Ableitung des letzteren Wortes aus einer Wz. *leib* „giessen": gr. λείβειν, wozu u. a. das wohl echtgriechische (nicht etwa italische) Λειβήνος· ὁ Διόνυσος Hes., lat. *delibuere, lībare,* kann sich in jeder Beziehung mit der gewöhnlichen messen, denn alles was im Kulte des *Liber* und der *Libera* für diese zu sprechen scheinen könnte, wird sich ohne Schwierigkeit durch die Homonymie *Liber* : *liber* erklären lassen. Zweitens kann aber ein sabinisches *Loebasius* = *Lebasius* natürlich auch nicht die einstige Existenz eines lat. *Loebeso-, Loebero-* neben *Leibero-, Lībero-* erweisen — an lateinische Entwickelung des einen aus dem anderen kann nach dem vorhin über *oi* : *ei*, *ī* Bemerkten nicht gedacht werden. Es ist zudem durchaus zweifelhaft, ob *Leibero-,* welches dann als **Leibăso-* zu denken wäre, im suffixalen Wortteil mit *Loebasius (Leb.)* übereinkommt. Trotzdem giebt es doch vielleicht eine Möglichkeit den lateinischen und den sabinischen Namen in die ebengenannte Grundform zu vereinigen. Im „alten", „rustiken" und „provinzialen" Latein erscheint, wie bekannt, häufig ein *ē* für normales *ī*, *ei* : *devas* (vgl. volsk. *deve,* umbr. *deveia;* „*doivom*" der Fucinerbronze ist unsicher), *conpromesise, Opemius, vecos* (neben *queistores,* C. I. L. I, 183 p. 555, aus dem Marserlande), *Lebro* (174, Pisaurum); *ameci, leber, speca* u. dgl. (s. C. I. L. I Ind. p. 605, Corssen Ausspr. II, 251, I, 720). Wenn nun die sabin. Form *Lebasius* aus **Leibasio-* sich irgendwo (geschrieben) vorfand, so konnte leicht ein Glossograph sich dazu verleiten lassen nach dem Schema *pomerium* : *postmoerium* und nach der Analogie von gr. λοιβή (λοιβάσιον)*) : λείβειν eine sabinische Grundform **Loebasius*

*) Man kann sich kaum dem Verdachte entziehen, dass dies Athen. IX, 408 d. aus dem Sizilier Epicharmus citierte Wort (der Bed. nach =

zu rekonstruieren. Dass der sabinische Dialekt, wie die übrigen „nordlateinischen Mundarten“, um einen Ausdruck von Sittl zu gebrauchen, zur durchgängigen Trübung der Diphthonge hinneigte, ist durchaus glaublich und es scheint dies auch in Bezug auf den Diphthong *ae (ai)* durch Varro L. L. V, 97 *fedus* (dies und nicht *faedus,* Quint. I, 4, 14, scheint vom Zusammenhang gefordert) direkte Bestätigung zu erhalten. Vielleicht verhielt es sich ebenso mit den wenigen, nach der Umwandlung zu *ū* übrig gebliebenen *oe (oi)* — wovon mir jedoch kein Beleg zur Hand ist — und in dem Falle werden die alten Etymologen mit sab. *e* : *oe* nicht weniger frei geschaltet haben als mit lat. *e* : *ae* (*faenus* : *fenus, faenum* : *fenum* Paul. F. 86, Gell. XVI, 12, 5 f., *paenuria* : *penuria* Paul. 222, Gell. XVII, 1, 9, *saeculum* : *seculum,* „dictum a sene“ Varro L. L. VI, 11; — vgl. Corssen Ausspr. I, 325 f., 689, 707 f.).

Durch die vorhergehende Erörterung dürfte es mit genügender Sicherheit festgestellt sein, dass man bei dem Versuch die Etymologie von *liber* aufzuhellen es einzig und allein mit eben diesem lat. Worte zu thun hat. Sein Wurzelvokal ist wahrscheinlich *ei,* denn hierauf und nicht auf *ī* weisen die alten Schreibungen *leiber-, leber* (Quint. I, 4, 17) hin. Auch das päl. *lifar,* wenn es hierher gehören sollte, könnte ein urspr. *leif-* repräsentieren, wie man wohl aus *pritrome* „in prius“ (vgl. Bugge Altital. Stud. 65, Bücheler Lex. It. s. v. *„praitra“*) schliessen darf (in *prismu,* lat. *primo,* od. *-um [preimus]* ist dagegen *ī* vielleicht ursprünglich, s. Bücheler a. a. O. XXIII). Sonst wird man natürlicherweise wiederum zu der Annahme eines Ablautverhältnisses *(leif-* : *lĭf-)* greifen

λοιβεῖον, Gefäss zum Trankopfer, bes. zur Oelspende) bei der ersten Entstehung unserer Glosse eine gewisse Rolle gespielt habe, wie ja auch im Par. Thes. s. v. die Serviusstelle über *Loebasius* verglichen wird. Dass *Loebasius* nur als „sabinisches“, weil nicht rhotaziertes, Mittelglied zwischen *Liber* und einem dazu aufgestellten vermeintlichen gr. Etymon *λοιβάσιος (λοιβάσιον) eingeschoben worden sei, wäre jedoch wohl eine allzukühne Annahme — obwohl vielleicht ebenso schlimme Dinge in den Glossen vorkommen.

müssen. Hieraus ist indessen ganz klar, dass lat. *leibero-* und osk., fal. *louf(e)ro-* verschiedene Wörter sein müssen (anders Deecke B. B. III, 52, Joh. Schmidt und G. Meyer a. d. gleich zu erwähnenden Stellen), und diese Behauptung behält ihre volle Geltung auch in dem Falle, dass es neben und vor *leibero-* ein **loi(f)ero-* gegeben haben sollte, was ich eben bestreiten zu müssen geglaubt habe. Denn lat. *oi, oe* ist nie aus dem Diphthong der *u*-Reihe *ou* (= idg. *eu, ou*) entstanden (vgl. Jordan Kr. Beitr. 197), weder direkt noch aus der Verbindung *oui*. Das einzige Beispiel, welches man mit einigem Schein für den ersteren Lautübergang vorbringen könnte und auch einmal in diesem Sinne geltend gemacht hat (vgl. Joh. Schmidt K. Z. XXIII, 348 Anm. 2, G. Meyer Zeitschr. f. österr. Gymn. 1880, S. 123 f., ist der Superl. *ploirumo-* : *plourumo-, plurumo-* (Jordan a. a. O. 194), aber was könnte wohl dieser ganz vereinzelte Fall gegen sonst sicher konstatierte Lautgesetze beweisen? Wie er zu erklären ist, kann allerdings nicht mit irgend welcher Sicherheit gesagt werden. Wenn *ploirumo- (ploirume)* eine echte Form ist (und nicht etwa durch Kontamination aus *ple-is-* und *plous* = unbet. **pleus* entstanden — eine, wie mich dünkt, unwahrscheinliche Hypothese), so sehe ich nicht, wie man die Annahme einer doppelten Komparativform *plĕ-ies ple-is (plerus, plisima, pleores?)* : **plŏ-ies *plo-is* (*ploirume, ploera?*, s. Corssen Ausspr. I, 711, II, 1009 f.) vermeiden könnte. Die Ablautstufe *ŏ* im Komparativ **plo-i(e)s* ist doch nicht so sehr viel merkwürdiger als dieselbe im *s*-Neutrum *foidus* (neben *fidus*, d. h. **feidus*) und kann wohl ausserdem durch altn. *fleire* (wo jedoch die Analogie von *meire* „maior“ und die Erklärung von Joh. Schmidt K. Z. XXVI, 380 zu berücksichtigen sind) und gr. λωίων, λῶιστος zur Wz. *lău*, Curtius Et.[5] 362 (ἀπολαύω u. s. f., dazu lat. *lautus* „prächtig“, und *laus* „Verdienst“, „Vorzug“, „Preis“ ?) einigermassen geschützt werden.

Nicht besser begründet ist die noch vielfach geltende Gleichung *oe, oi* = *oui*, wie hier an ein paar der bekannteren Belege zu zeigen versucht werden mag. *coirare, coerare*,

curare, vgl. päl. *coisatens*, darf nicht als **covisare*, **coverare* erklärt werden (Ritschl Op. IV, 517, Corssen Ausspr. I, 357): in *couraverunt* C. I. L. I, 1419 ist nur die Schreibung diphthongisch und das *ou* hat keine andere Bedeutung als das *u* in *curarunt* oder das *o* in *coraveron[t]*; vgl. Corssens Bemerkung gelegentlich der Form *poumilionom*, Beitr. z. it. Spr. 98. Wenn *foetere*, *foedus*, welche Corssen Ausspr. I, 373 aus **fov-i-tere* u. s. w. entstehen lässt, und *fīmus* mit *suffīre* und diese alle mit *fūmus* zusammengehören, so kann man sehr wohl für jene Bildungen mit wurzelhaftem *i* eine sekundäre lat. Wurzel **fvei* = idg. *dhw-ei* annehmen (*fv* = *f*, inl. *b*, vgl. *fieri*, Kluge Paul-Braunes Beitr. VIII, 339, *dubius*, *-bam*, *-bo*). *oboedire* kann nicht aus **obovidire* (Corssen Ausspr. I, 631, Fröhde B. B. VII, 122) entstanden sein, schon deswegen nicht, weil *audire*, wie aus *auscultare* zu ersehen ist, sicher auf **aus-dire* zurückgeht. Entweder ist also *oboedire* umgekehrte Schreibung und dadurch bedingte Aussprache für **obūdire*, wie es Havet Mém. etc. IV, 410 aufgefasst hat, oder, was mir annehmbarer scheint, das Wort hat mit *audire* nichts zu thun, sondern steht z. B. für **ob-ois-dire* (wie oft, mit ungeschwächtem Vokal im zweiten Kompositionsgliede) und gehört zu gr. αἰ(σ?)-δέομαι (diesem W. würde *oboedire* hinsichtlich der Bedeutung am nächsten kommen), αἰσ-θάνομαι, got. *ais-tan*, d. *Ehre* (s. Kluge im Et. Wbch), lat. *aestumare*, dessen so oft verteidigte Ableitung von *aes* „Erz" nichts weniger als einleuchtend ist; s. über diese letzteren Wörter Bezzenberger in seinen Beitr. IV, 313. **ois-* würde zu *ais-* stehen wie z. B. *coirare* (umbr. *ri esune kuraia*, lat. *curare*, *procurare*) : *caerimonia*, οἶδμα : *aemidus* (vgl. jedoch Fröhde B. B. V, 273) oder im allgemeinen ŏ : ā (*scōpae*, *scōpio* : *scāpus*, οὖρος : αὖρα u. s. f.). Nicht schwerer zu beseitigen sind die übrigen bei Corssen I, 370 f. für die Entstehung unursprünglicher Diphthonge *ai* und *oi* durch Ausfall eines *v* angeführten Beweise. Ich glaube also, dass auch Fumis Vorschlag (Note glottol. I, 36), lat. *leibero-*, „*loebero-*", osk. *loufro-* der Reihe nach auf **le(v)i-fro-*, **lo(v)i-fro-*, **lov(i)-fro-*

zu reduzieren, schon wegen der phonetischen Schwierigkeit abzulehnen ist. **levi-fro-* (vgl. Fick II, 225), das richtiger nach dem gemeinitalischen Lautgesetz als **lovifro-* anzusetzen wäre, würde wohl nur ein lat. **loviber, *lu(v)iber* (mit Kontraktion **lūber*), bezw., mit Synkope des „Bindevokals" (vgl. *ōpilio, ūpilio = ov(i)pilio : ovis, prūdens = prov(i)dens, nūdus = *no(g)v(i)dus?, auca, aucella, auceps* u. s. w. : *avis*), ein **louber, *lūber* liefern können.

Dass it. *loufro-* mit gr. ἐλεύθερος am nächsten verwandt sei, dürfte wohl jetzt die am weitesten verbreitete Ansicht sein; die Schwierigkeit ist aber, wie man diesen griechisch-italischen Stamm mit dem lat. *leibero-* vermitteln soll, denn daran, dass *loufro-* und *leibero-* einander wildfremd gegenüberstehen sollten, ist doch nicht recht zu glauben. Um die enge Zusammengehörigkeit der beiden it. Adjektive zu wahren, haben daher auch Curtius Et.[5] 367 f. und Corssen Ausspr. I, 367, 379 einen anderen Weg der Erklärung eingeschlagen, wobei ἐλεύθερος ganz aus dem Spiel bleibt. *loufro-* und *leibero-* (neben *loebero-, -eso-*) sollen nämlich von zwei Parallelwurzeln *lubh* und *libh* „begehren", „wollen" abstammen. Aber es hält schwer, sich mit dieser Lösung der Frage zufrieden zu geben, denn einerseits ist die Ähnlichkeit, besonders des osk. (fal.) Stammes mit dem ebengenannten griechischen doch gar zu schlagend, und andererseits ist es sehr die Frage, ob gr. λίψ·ἐπιθυμία Hes., λίπτω „trachte" (λιφερνοῦντες Hes. ist, als zu dunkel, unbrauchbar), welche mit gleichem Rechte zu λιπαρής, λιπαρεῖν (Curtius a. a. O. 265 f.) gestellt werden können, als Anhalt für die Aufstellung einer Wz. *libh* zu benutzen sind — um vom lat. *libet (libens, libido)* gar nicht zu reden, wo das *i* unzweifelhaft durch enklitischen Tonanschluss des Wortes aus älterem *u (lubet)* hervorgegangen ist. Dessen ungeachtet glaube ich aber, dass die hier anzustrebende Vereinbarung in der von den genannten Forschern vorgezeichneten Weise zu Stande kommen kann. Nur wird man dabei an der Identität von *loufro-* mit ἐλεύθερος festhalten müssen.

ἐλεύθερος hängt bekanntlich mit dem Verbalstamme ἐλευθ-

zusammen und gehört wohl mit ihm zu einer weit verzweigten Familie von Wörtern, welche, wie es scheint, mit verschiedenen „Wurzeldeterminativen“ (Stammbildungselementen, die an der „Wurzel“ haften geblieben sind) weitergebildet von einer Wz. *el**) „in Bewegung sein“ oder „— setzen“ abstammen. Als hierhergehörige Sekundärwurzeln dürften u. a. beispielsweise die folgenden bezeichnet werden können: *(e)lā̆?*: gr. ἐλάω etc., Curt. Et.^{5} 551; *(e)l-ĕ* „vergehen“, „zergehen“: lat. *ab-olē-re, lētum,* vgl. ὤλε-σα; *(e)l-eu* dass.: gr. *ὀλ-ν-υ-μι = ὄλλυμι, lat. *lues*, lit. *liáuti-s* „aufhören“, altn. *ljja* „to beat soft“, Ptcp. *lúenn* „worn, bruised, — exhausted“; *(e)l-em*: gr. νωλεμές, vgl. lat. *lamium,* osk. *lamatir* „caedatur“, „interficiatur“?; *(e)l-en* „weichen“: got. *aflinnan,* lat. *lēnis* „weich“; — mit weiterer suffixaler Ausbildung: *(e)l-ā-dh, (e)l-a-t* „entgehen“, „verschwinden“ (vgl. *fugit, praeterit me*): gr. λέλῃθα, ἔλαθον, lat. *latet;***) *(e)l-ē-d* „lassen“: got. *lêtan, lats* „träge“, lat. *lassus; (e)l-ei-t* „gehen“ (vgl. λι-άζομαι „entweiche“?): altn. *líða* „to *go, pass, move,* with the notion to *glide, slip*“, *liðugr* „free, unhindered“, d. *ledig,****) lat. möglicherweise *litāre* mit dem Opfer „durchkommen“, „gelingen“ (vgl. Fick Wbch III, 270; anders II, 221)†); *(e)l-ei-s* „gehen“: lat. *līra,* angls. *leoran* „gehen“ u. s. f. (s. Kluge im Et. Wbch s.

*) Ich bemerke, dass es mir hier und im folgenden nicht auf streng genaue Ansetzung der Vokale ankommt.

**) Dass die konsonantischen „Determinative“ *t, d* und *dh* an derselben primären Basis mit einander abwechseln, ist bekannt; vgl. Fick Wbch IV, 76, Bezzenberger Gött. G. N. 1878, S. 264 Anm. 1: z. B. *patior*: ἔπαθον, *pūteo*: πύθω; *mētior, mensus*: umbr. *međs,* lat. *modus,* got. *mitan, -ôn;* αἰδέομαι: αἰσθάνομαι (s. oben), ἀλδαίνω: ἄλθομαι, γηθέω, *gaudeo(?)*: altn. *kátr* „froh“, ἀμαλδύνω: μαλθακός (d. *mild?* Vgl. Kluge s. v.), τένδω: τένθης, ψεῦδος: ψύθος (vgl. Curtius Et.^{5} 528 f.). In einigen von diesen Beispielen kann freilich das *d* durch „Hauchentziehung“ in der Nachbarschaft eines Nasals (s. Curtius a. a. O. 527 f.) aus *dh* entstanden sein.

***) Vergl. Kluge s. v. Die dort aufgeworfene Frage, ob das lat. *liber* mit dem germ. Worte zu einer Basis *lith (*lithero-)* gehören könnte, ist nach dem oben Ausgeführten zu verneinen.

†) Hierher wohl auch *lītus* = „tractus“, „Leiste“ (zu *leis* „gehen“?), „ora“ und *lit(t)era* (*r* = *s*) „ductus“.

lehren); (e)l-eu-dh (vgl. *el-dh* gr. ἐλθεῖν) : gr. ἐλευθ- „kommen", altir. *luid* „er gieng" (Curt. Et.[5] 551. Nahe verwandt scheint germ. *lûtan* „sich neigen", und, in der Bedeutung zu gr. λαθ stimmend, germ. *leut* = *l-eu-d* : got. *liuts* „heuchlerisch", *liutei* „Verstellung" etc., s. Fick Wbch III, 276) u. s. f. — Wenn man diese noch sehr unvollständige Reihe von wahrscheinlich zu dieser Sippe zählenden Wurzeln*) überblickt, wird man leicht auf den Gedanken kommen, dass, wie it. *loufro-* mit gr. ἐλεύθερος auf der Basis *(e)l-eu-dh* zu beruhen scheint, so nun auch *leibero-* von einer mit dieser parallel laufenden sekundären Wz. *(e)l-ei-dh***) gebildet sein möchte und folglich als = **leidh(e)ro-* zu verstehen wäre: das Stammpaar **leidh(e)ro* : **leudh(e)ro-* würde sich z. B. mit *glis, glittus* : *glus, glūten* (Curtius Et. 367), ahd. *slîfan* : *sliofan* (s. Kluge s. *schleifen;* mit anderen Vokalen lat. *(s)l-ā-b-or,* got. *sl-ê-p-an*), lat. *frīgo* : gr. φρύγω zusammenstellen lassen.

Hier begegnet aber dieser Vorschlag einer, wie mir scheint, nicht erheblichen Schwierigkeit lautlicher Art, welche jedoch erst nach Möglichkeit beseitigt werden muss, ehe an eine weitere Begründung unserer Hypothese gedacht werden

*) Die mit gutturalem Elemente weiter gebildeten (z. B. *l-ei-k*[2], λείπω) habe ich absichtlich übergangen. — Damit nicht diese Konstruktionen (deren Richtigkeit im einzelnen dahingestellt bleiben mag, deren prinzipielle Berechtigung aber innerhalb der Sprachwissenschaft längst anerkannt ist, s. Curtius Et.[5] 59 f.) bei dem einen oder anderen philologischen Leser Anstoss erregen, mag hier an einige sehr klare Fälle von solcher „Wurzelerweiterung" oder „-variation" erinnert werden : *bher* „warm machen" : lat. *formus (fer-mentum?)* (davon *bher-g,* worüber s. Joh. Schmidt Z. Gesch. d. idg. Vok. II, 338 f.), *bhr-ei* : Ptcp. *bhrī-wo-* „coctus", im lat. *re-frī-va faba* (? Vgl. Jordan Herm. XV, 16), d. *Brei* (vgl. Kluge s. v.), *bhr-ei-g* : lat. *frīgo, bh(e)r-eu* : lat. *ferv-eo, defrutum,* d. *brauen, bhr-eu-g* : φρύγω, *bhr-en* : d. *brennen* (lat. *fornus?*), *bhr-ĕt* : lat. *fretum,* gr. βράσσω, d. *braten;* τρ-έμ-ω *tr-em-o* : τρ-έ (σ)ω, *terreo* (ebenso *pr-em-o* : *pr-es-si, pressum* wie *haesum* v. *haereo?)* u. dgl. m. — Vgl. im allg. Curtius a. a. O. und Fick Wbch IV.

**) Eine Wz. *lidh* (wovon neutraler *s*-Stamm **loefes-* = **loebes-* : *loebeso-*) wollte schon Bühler zu Grunde legen, nach Stokes' Mitteilung, Kuhns Beitr. IV, 406.

kann. Das osk., fal. *loufro-* kann in Bezug auf das Stammsuffix unmittelbar mit gr. ἐλεύθερος identifiziert werden, indem das *e* der Pänultima erst durch oskische (od. umbrisch-sabellische) Synkope unterdrückt sein kann; die Annahme, dass *f* = it. ϑ = idg. *dh*, bleibt hier durch die Ansetzung des urspr. Suffixes als *-ero* oder als *-ro* durchaus unberührt. Für das Latein gilt dagegen die bekannte Regel, dass *b* = *f* = ϑ (idg. *dh*) nur in der Nachbarschaft eines *r* erscheint, während intervokalisches it. ϑ = idg. *dh* zu lat. *d* wird. Die Grundform **lei*ϑ*-ero-* würde demnach bei völlig ungestörter Entwickelung im Lateinischen als **leidero-* auftreten müssen, und umgekehrt setzt bei unserer Etymologie das lat. *b* des Wurzelteiles eine Grundform **lei*ϑ*-ro-* voraus, während doch in *leibero-* das thatsächliche Suff. *-ero* ist. Wir werden also annehmen müssen, dass dies zwischenstehende *e*, wenigstens in einigen Formen, nach dem Übergange von ϑ*r* in *fr* = *br* eingeführt oder auch von neuem wieder hergestellt sei. Und zwar lassen sich hierbei etwa die folgenden Möglichkeiten denken, wenn man sich nur gegenwärtig hält, dass die Suff. *-ero* (gr. φανερός, lat. *lacer, tener*), *-ərο* (skr. *rudhirá-*, gr. καθαρός, lat. *camur(us), satur?*) und *-ro* (ἐρυθρός, *ruber*), ebenso wie z. B. *-ono, -eno, -no* der Ptcp. (Osthoff M. U. IV, 370, II, 13), ursprünglich identisch und nur verschiedene Abstufungen derselben Grundform *-ero* sind. — 1) Am einfachsten liegt die Sache, wenn man voraussetzen darf, dass die Stammformen **lei*ϑ*ero-*, **lei*ϑ*ro-* — ungefähr in der nämlichen Weise wie gr. (ἱερός:) ἰαρός : ἱρός (vgl. Osthoff M. U. IV, 149 ff.) — in demselben Paradigma oder, was auf dasselbe hinauskommt, innerhalb derselben Mundart mit einander abwechselten.*) *Leibero-* wäre dann eine Kontaminationsform der beiden Stämme und könnte aus diesem Gesichtspunkte mit dem Nom. subst. und adj. *uber, uberis,* nach Osthoff M. U. IV, 199 Anm. aus **ūϑer*, **ūϑris,* verglichen werden. — 2) Ein anderer denkbarer Fall ist, dass der Stamm *-ero* gleichmässig

*) Vgl. noch lat. *umerus*: gr. ὦμος, umbr. *onse, uze* „in umero", wo die Synkope jedenfalls sehr alt sein muss, da das *s* beibehalten ist.

in allen Formen des it. Wortes durchgeführt gewesen wäre. Bei dieser Voraussetzung würde die Vermutung gestattet sein, dass das *e* in einem Teil der Formen italischer Synkope verfallen konnte, ehe die Wirkungskraft des genannten konsonantischen Lautgesetzes *(ðr = fr)* erloschen war; die Kontamination wäre dieselbe wie bei der vorigen Annahme. Als Belege dieser alten Synkopierung dürfen zwar selbstverständlich weder *Lebro* C. I. L. I, 174 noch *[le]libreis* „Kindern" C. I. L. I, 1258 (in der folgenden Zeile kommt *leibravit* vor) geltend gemacht werden, besonders da in diesen Formen die Vokalentziehung auch als orthographische Erscheinung gefasst werden kann (vgl. Sittl Lok. Versch. 22 f.); aber bei der Betrachtung von Formen, wie die von Corssen Ausspr. II, 534 ff. verzeichneten mit ausgestossenem *e*: wie z. B. lat. *exstrad,* osk. *ehtrad* : *exter(us), exterior, infra,* neben *infera* C. I. L. I, 1166 : *infer(us)* etc., *contra, contro-vorsia,* osk. *contrud, suprad* : *supera* etc., lat. *magistra,* umbr. *mestru,* osk. *minstreis* : *magisterium, ministerium, dextram, dextro-vorsus* etc. (Neue II, 5 f.), umbr. *destram* : *dexteram* etc. (vgl. *Asper, -ri* : *asper, -eri,* neben *aspra, aspris, aspros* Neue a. a. O. 7), ist man versucht anzunehmen, dass es in solchen Fällen eine alte gemeinitalische, nicht durch die urspr. indogermanischen Gesetze bedingte Vokalsynkope gegeben habe, deren nähere Erforschung allerdings noch zurücksteht (vgl. Ritschl Op. IV, 174). — 3) Endlich könnte man auch die synkopierte Stammform idg. *-ro* allein zu Grunde legen wollen. Auch mit dieser, wie ich eben zu zeigen mich bemüht habe, durchaus nicht notwendigen Annahme würde man einigermassen auskommen können. Da die Anaptyxe eines *e* zwischen *r* und einem vorausgehenden Konsonanten im Latein nur ganz sporadisch vorkommt,*) hätte man wohl den Nom. S.

*) Vgl. *deliberare,* nach der alten Etymologie von *libra* (Paul. F. 74, Corssen I, 537), was sehr fragwürdig erscheint, *Terebonio* C. I. L. I. 190; weitere Beispiele aus dem vulgären Latein (*Materona, Fabericia, sacerum* u. ä.) s. Schuchardt II, 424, C. I. L. VIII, p. 1111, III, p. 1187. — In *magistere* C. I. L. I, 73, p. 554, *magisteri* C. I. L. IX, 5679 (*m. Tere-*

M. *leiber* = **leibr(o)s* als die Quelle des Stammes auf *-ero* zu betrachten. Hierbei könnte, ausser der Analogie der Adj. auf *-er*, *-era*, *-erum*, das Bedürfnis, Formen und Ableitungen wie *libera*, *liberalis*, *liberare* von den entsprechenden des Subst. *libra* zu unterscheiden, massgebend gewesen sein. Da die Suffixformen *-ero* und *-ro* beide gleich ursprünglich sind und überdies die Möglichkeiten der einzelsprachlichen Synkope, der gelegentlichen Vokalentfaltung und der analogischen Formenausgleichung mit in Anschlag gebracht werden wollen, so ist es sehr schwierig, passende Belege für diese Verallgemeinerung der Nominativform beizubringen. Ein ziemlich analoges Beispiel bietet vielleicht der St. *socero-* (selten *socro-*, Neue I, 76, Georges im Wbch) wohl aus **socro-* = **swekᵘwro-* (daher altbulg. *svekrŭ?*) = *swekᵘuro-* (ἑκυρός), über welches Wort auf Kluge Et. Wbch s. *Schwäher* und Joh. Schmidt K. Z. XXV, 126 zu verweisen ist. Vgl. ferner *Mulciber*, *Mulcib(e)ri*, *Mulcib(e)ris*, D. *Mulcibero* (Neue I, 166 f., 529), vermutl. von einem St. *-bro-* = idg. *-dhro-* od. *-dhlo-*, *Maspiter*, *-t(e)ris* nach Prisc., *uber*, *-eris* (s. oben). Die abstrakte Möglichkeit einer derartigen Analogiebildung kann auf jeden Fall nicht in Abrede gestellt werden.

Von der lautlichen Seite ist wohl also nichts Wesentliches an der Etymologie *leibero-* = **leidh(e)ro* auszusetzen. Oben habe ich aus allgemeinen Gesichtspunkten eine sekundäre Wz. *leidh* postuliert. Diese, oder wenigstens — was, wie wir oben sahen, nur einen geringen Unterschied macht — eine Wz. *leid* ist nun auch glücklicherweise in mehreren Sprachen mit grosser Wahrscheinlichkeit zu belegen. So im Baltischen: lit. *léidmi*, *léidžiu*, Inf. *léisti* „lassen", „ent-" oder „loslassen" Kursch. („einer Sache ihren Zug lassen, sie nicht hemmen" Nesselm.), *léistis* „sich lassen", „sich senken", Kaus. *laidìnti* „laufen lassen", *laisvas* „frei" *laisvė*

bius et Vibolenus, s. die adn.), *mac[i]steratus* C. I. L. IX, 782, *magisterare* kann dass *e*, wenn es nicht ursprünglich sein sollte (vgl. oben), aus dem Nom. Sing. herrühren, wie es wohl sicher in *arbiteri*, Neue I, 75 *(arbiterium* nach *magisterium?)*, der Fall ist.

„Freiheit", *pasiléidėlis* „einer der sich gehen lässt", „liederlicher Mensch", *palaidů* „nefarius", lett. *laĩschu, laist* „lassen", *lidinatės* „schweben" (?) u. s. f. (s. die Übersicht bei Leskien, Ablaut der Wurzelsilb. im Lit., Abh. d. phil.-hist. Cl. d. Sächs. Ges. d. W. IX, S. 276). Auf Grund der bei Szyrvid erhaltenen Wörter *paloda (palioda)* „Übermut, Mutwille, Zügellosigkeit", *palodau* „leichtfertig leben" (*palodimas* „Zügellosigkeit" Bezzenberger Lit. Forsch. 150) hat Joh. Schmidt Z. Gesch. d. idg. Vok. II, 496 die Meinung geäussert, dass *léidmi* u. s. w. durch sekundären Übertritt in die *i*-Reihe aus der in diesen lit. Wörtern enthaltenen Wz. *lēd* (got. *lêtan* u. s. f.) hervorgegangen wäre. Da indessen die Sippe *leid-* im Baltischen so reich entwickelt ist und die Zweiheit *leid(h)*: *lēd-*, nach den obigen Andeutungen über die anzunehmende „Wurzelvariation", sowohl im Baltischen wie im Italischen *(liber : lassus)* altes Erbgut sein kann, so sehe ich keinen Grund bei Schmidts Auffassung stehen zu bleiben. — Im Griechischen möchte ich ὀλισθάνω (ὤλισθον) „gleite aus, falle" (eigl. „lasse mich"), St. ὀλιθ(δ)-θο-, vgl. ἔσθω, βιβάσθων, Curtius Vbm II^2 368, 370 (od. -θ-το-?), und λοῖσθος, λοίσθιος „der hinterste", „letzte", eigl. „der zurückgelassene, -gebliebene" (vgl. λοιπός), hierher ziehen. Für die Bedeutungsentwickelung des letzteren — die Superlativbedeutung kann sekundär sein — haben wir eine Analogie im deutschen Superl. *letzt*, engl. *last*, vom germ. Adj. *lata-*, got. *lats*, zu *lêt-* = *lēd-* „lassen". Vielleicht die beste Stütze für die Annahme einer Wz. *leid(h)* bietet jedoch das Latein selbst in den beiden Wörtern *ludo* und *ludus*, älter *loidus, loedus* (C. I. L. I, 565, 566, 567 *loidos* Akk. Pl., *loid., loedos*, vgl. Corssen I, 704, 708, Jordan Kr. Beitr. 239). *ludo*, wahrscheinl. = **loidhō*,*) ist ein zum Präsens umgestaltetes Perfekt (wie *oitor?*) mit neutraler Bedeutung, wie *feido, fīdo* = πέποιθα, wo zwar die spezifische Perfektvokalisation fehlt (anders Fröhde B. B. VI, 169), aber trotzdem

*) Dass *ludo* und *ludus* nicht auf das genaueste zusammengehören sollten, ist ja nicht denkbar.

die genannte Bedeutung erscheint. Der ursprüngliche Sinn des Wortes würde demnach sein: „frei sein", „sich frei bewegen, ergehen", woraus die weiteren von „spielen", „scherzen" u. s. f. ohne Schwierigkeit abgeleitet werden können. Man glaubt beinahe noch die alte Grundbedeutung durchschimmern zu sehen in einzelnen Ausdrücken, wie Ter. Ad. 377 *Gongrum istum maxumum in aqua sinito ludere Tantisper,* oder Ov. Trist. 2, 330 *Audet in exiguo ludere cumba lacu* u. ä., worüber die Wörterbücher zu vergleichen sind, und in gewissen Anwendungen der Composita, wie z. B. *abludere* „abweichen" Hor. Serm. II, 3, 320 (nach der gew., vielleicht richtigen Auffassung, Nachbildung des gr. ἀπᾴδειν), *adludere* „sich spielend nähern, um etwas bewegen", *deludere* „Ausflüchte machen", *eludere* „ausweichen, parieren."*) — Im Vergleich mit der von Bugge K. Z. XX, 11 f. (vgl. Joh. Schmidt Vok. II, 470) aufgestellten, höchst beachtenswerten Etymologie aus **loig-do-*, zu altn. *leika* „in freier und leichter, hüpfender Bewegung sein", got. *laikan* „springen", lit. *láigyti* „wild umherlaufen" etc.**) [gr. λίζει·παίζει Hes.?], dürfte die obige einigen Vorzug der grösseren Leichtigkeit besitzen. Dabei scheint mir auch diese dem zu erschliessenden anfänglichen Sinne des Wortes *ludus* etwas näher zu kommen. *Ludus* wird nämlich von Haus aus „freie Bewegung", „Ungebundenheit", „Freiheit" bedeutet haben. Ich erinnere hierfür

*) Wenn es nicht durch Paulus ausdrücklich bezeugt wäre, dass *lustra* „lacunae lutosae, quae sunt in silvis aprorum cubilia" (Paul. 120), „Wildhöhle, Wildbahn, Wildnis", „Bordell", im Gegensatz zu *lūstrum* „Reinigungsopfer", kurzes *u* habe, würde man es zu *ludere* („sich frei ergehen, herumtreiben") stellen können, woran auch schon gedacht worden ist; s. Roby Gramm. of the lat. langu. I[4] 339: „*l-m* — a beast's den *(lūdere?)*" — Falls die Quantität bei Paulus richtig angegeben und nicht etwa nachträglich zur besseren Unterscheidung der Homonyme oder zu Gunsten einer angebl. Verwandtschaft mit *lūtum* dekretiert worden ist, könnte das Wort (Grundbed. „deverticulum") von Wz. *leudh* (ἤλυθον, *loufro-*) abgeleitet werden.

**) Auch diese Wörter könnten zu der früher besprochenen Familie „*el-*" gehören.

an Ausdrücke und Wendungen wie die folgenden: Plaut. Bacch. 1082 R. (1079 Uss.): *Ego dare me ludum meo gnato institui, animo suo ut obsequium (ut animo obs.* libr.*) Sumere possit* („ludendi libertatem“ Uss.), Stich. arg. 7 *Sticho ludus datur* (vgl. v. 421 sq.; grenzt jedoch nahe an die sogleich zu erwähnende Bed. „freier Tag“ an), Hor. Carm. III, 12: *amori dare ludum* („Spielraum gewähren“ L. Müller), Cic. p. Cael. 12, 28: *datur enim concessu omnium huic aliqui ludus aetati et ipsa natura profundit adulescentiae cupiditates,* Liv. XXVI, 50, 5: *si frui liceret ludo aetatis* (der dem jugendlichen Alter zustehenden Freiheit). *Ludus* heisst ferner speziell „Freiheit von Geschäften“, „freie Zeit“, „Musse“ (σχολή), „Feiertag“ (vgl. Neugr. σχόλη „jour de fête“, Legrand im Dict.), so wohl im Prol. Cas. v. 25: *Ludi sunt: ludus datus est argentariis, Tranquillum est* cet.: *„ludum dare alicui,* significat indulgere alicui, dare cessandi et ludendi veniam ac facultatem, neque ab aliquo quotidianum pensum exigere. — — — Metaphora est desumpta a ludimagistris, qui pueris ludum dant, cum eos feriari sinunt[?]. Sic igitur *ludus datus est argentariis,* id est indultum est illis, ne hodie exercerent argentariam, tabernae argentariae sint clausae“, Gronov. Lect. Plaut. (p. 98 ed. Amstel. 1740). Auch in den *ludi (publici)* genannten Jahresfeiern wird neben dem Begriffe des „Zeitvertreibs“ (διατριβή) — *ludus* bedeutet ja gewöhnlich das, womit der freie Zustand ausgefüllt wird — auch der des „Feiertags“ (ἑλιννύες) gelegen haben. Eine sehr merkwürdige Spezialisierung scheint nun ferner die Bedeutung „Geschäftslosigkeit“, „Musse“ in *ludus* = „Schule“ erfahren zu haben. Es liegt gewiss sehr nahe, anzunehmen, dass dieser Gebrauch des Wortes auf einer Übertragung (vgl. etwa *elementa* = στοιχεῖα, Havet Mém. etc. V, 44 f., d. *Gegend* = *contrée, Gemeinplatz* = *locus communis,* s. Kluge und Weigand s. vv.) der griechischen Bezeichnungen σχολή, διατριβή beruhe (vgl. über diese Lobeck ad Phryn. 401, Hermann Lehrb. d. gr. Ant. IV^3, 334 Anm. 3, Grasberger Erzieh. u. Unterr. im kl. Alt. II, 205 [208]). In *ludus* und *schola* würden demnach, wie

vielleicht auch in *eitua-* : *nu(m)mus* (s. A. St. III), begriffliche Nachbildung und reines Lehnwort einander gegenüberstehen. Indessen hat diese Kombination die Thatsache gegen sich, dass σχολή und διατριβή erst verhältnismässig sehr spät in der Bedeutung „Schule“ vorkommen. Wie diese Schwierigkeit zu umgehen ist — etwa durch die Ausrede, dass unsere Überlieferung in diesem Punkte zu einseitig attisch sein und zu wenig auf die nächsten Lehrmeister der Römer, die italischen Griechen Rücksicht nehmen möchte? — muss ich dahingestellt sein lassen. Wenn jedoch *ludus* „Schule“ und *l.* „Spiel“ („Freiheit“) auch dem Sinne nach unmittelbar zusammen gehen sollten, ist es jedenfalls schwer sich ein solches Verhältnis der Bedeutungen ohne Zuhülfenahme der bezeichneten griechischen Beeinflussung zu denken. Vielleicht heisst aber *ludus* „Schule“ ursprünglich „Gang“ (φοίτησις), „der Ort, wohin man geht“, und gehört dann entweder zu *leid(h), loid(h)* („wohin man gelassen wird“) oder auch, da in dieser Bedeutung die Schreibung *loid- loed-* wohl nirgends erscheint, zu *leudh* „venire“ (vgl. oben S. 173 Anm. * über *lustra*).

Upsala.

O. A. Danielsson.

Nachtrag.

Zu S. 133 ff. vgl. das neue Werk von Osthoff „Zur Geschichte des Perfekts im Indogerm.“, S. 237 ff., wo eine von den bisherigen Ansichten stark abweichende Theorie entwickelt wird. — S. 138 ff. hätte ich bei dem Versuch die doppelten *-tt-* und *-ff-* in den osk. Perf. zu erklären, vielleicht eine Möglichkeit berücksichtigen sollen, die mir allerdings noch ziemlich fern zu liegen scheint. Es könnte nämlich wohl vermutet werden, dass diese *tt* und *ff* aus *t-v* und *f-v* entstanden wären, indem die Stammesauslaute, bezw. Perfekt-

charaktere mit der *u*-Bildung des Perfekts kombiniert worden waren: **prof-ued, *amana-f-ued, *profa-t-ued,* vgl. lat. *nex-i, nex-ui, mess-ui.* Wenigstens scheint lat. Doppelkonsonanz einigemal in solcher Stellung vorzukommen, z. B. *quattuor,* vielleicht Kontaminationsform von **quătuor,* vgl. **quăter* (: τέτταρες wie *pateo* : πετάννυμι u. vieles ä., wahrscheinl. Ablaut, oben S. 149 Anm.; *quārtus* = **quăt-r-tus.* Anders J. Schmidt K. Z. XXV, 49) und *quattor* (vgl. Jordan Hermes XVI, 51), *battuere* von **bătuere* (Fick III, 196): vulgärl. *battere,* vgl. it. *stetti* = **stetui* (Osthoff Perf. 184 f.), *obba* = *obua* (Jordan Qu. umbr. 29), vgl. it. *ebbi* (Osthoff a. a. O.). — An der von mir acceptierten Erklärung der primären Stammbildung dieser Perf. würde hierdurch zunächst nichts Erhebliches geändert werden.